
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

<https://books.google.com>





Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

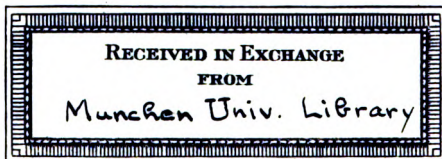
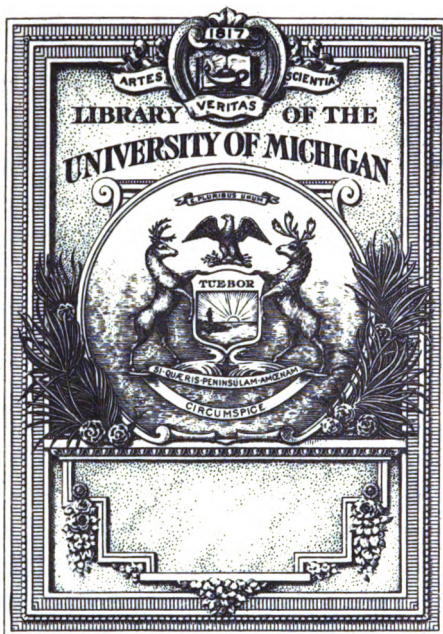
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

828
K5470
L53

B 958,464



828
H8130
L53

Studien zu King Horn.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Philosophischen Fakultät I. Sektion
der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von

Paul Leidig

aus Point Pass, Südaustralien.



Universitätsverlag von Robert Noske in Borna-Leipzig
1927

828

K5470

L53

Tag der mündlichen Prüfung: 1. Februar 1926

Referent: Geheimrat Prof. Dr. M. Foerster.

München Univ. Lib.
Exel.
5-2-1928
—

10-26-28 Stuttgart

Dem Andenken
meines lieben Vaters

Inhaltsangabe.

	pag.
I. Charakterisierung der Horngedichte	1
King Horn	1
Roman de Horn	8
Horn Childe	12
Hind Horn	16
II. Verhältnis der verschiedenen Fassungen	17
King Horn und Roman de Horn	17
Der agn. Urhorn	18
Horn Childe und Roman de Horn	23
Hind Horn und Horn Childe	24
III. Ursprung und historischer Hintergrund der Hornsage	25
Die Komposition des K. H.	26
Die Ortsnamen	28
Die Personennamen	36
Historischer Hintergrund und sagengeschichtliche Parallelen	48
IV. Das Motiv vom Ring im Becher	56
Die Analyse der Erkennungsszene in den Horndichtungen	57
Einfluß bzw. Parallelen der Szene im Horn	63
Die Heimkehrsage der Kreuzzugszeit	66
a) Die Lokalsage	67
b) Die Spielmannsepik	82
Das Märchen	84
Die orientalische Heimkehrsage (o. B.)	89
Die Salomonsage	92
Die orientalische Entführungslegende	96

828
K5130
L53

Liste der benutzten Bücher und Zeitschriften.

- Axon, W., *Legend of the disguised knight*. Trans. Roy. Soc. Lit. 2nd ser. vol. IX, L. 1870.
- Beer, L., PBB XIII, pp. 35 ff., Halle 1888.
- Björkman, E., *Mittelenglische Personennamen auf In*. ANS 123, 23 ff.
- Bolte-Polivka, *Anmerkungen z. d. K. H. M. d. Brüder Grimm*, 3 Bde., Leipzig 1913—15.
- Brandl, A., *Englische Literatur*, PGr. II, 1, 1. Aufl., Straßburg 1891—1900.
- Bremer, O., *Ethnographie der germanischen Stämme*, PGr.³ III., XV. Abschn.
- Bruce, J. D., *The Evolution of Arthurian Romance*, 2 vols., Göttingen 1923/24.
- Bugge, A., (übertr. Hungerland), *Die Wikinger*, Halle 1906.
- Burton, *Arabian Nights* 5 vols., Benares 1885.
- Caro, Joseph, *Horn Childe and Maiden Rimnild*. E. St. XII, pp. 323 ff., 1889.
- Chauvin, V., *Bibliographie des Ouvrages Arabes etc.*, 12 vols., Liège 1892—1909.
- Child, Fr. J., *The English and Scottish Popular Ballads*, 5 vols., Boston & New York 1882 f.
- Das deutsche Heldenbuch* (hrsg. Keller, A.), *Bibl. d. litt. Ver. Bd. LXXXVII*, Stuttgart 1867.
- Deutschbein, M., *Studien zur Sagengeschichte Englands*, I. Teil, Cöthen 1906.
- Fauriel, M., *Histoire de la poésie provençale*, 2 Bde., Paris 1846.
- Feifalik, G., *Zwei böhmische Volksbücher zur Sage von Reinfrid von Braunschweig*, *Sitz.-Ber. d. phil.-hist. Kl. XXIX*, pp. 83 ff, u. XXXII, pp. 322 ff., Wien 1858/59.
- Förster, M., *Keltisches Wortgut im Engl. Liebermann-Festg.*, pp. 119—242, Halle 1921.
- Förster, M., *Der Name der Donau*, *Zeitschr. f. slav. Phil. Bd. 1*, pp. 1—25, Leipzig 1924.
- Förster, M., *Herrig-Förster, Brit. Class. Authors*, 96. Ausg., Braunschweig 1919.
- Grass, P., *Horn und Hilde*, Leipzig 1911.
- v. Hahn, I. G., *Griechische und albanesische Märchen*, 2 Bde., München 1918.
- Hall, J., *King Horn, A Romance of the XIIIth cent.*, Oxf. Clar. Pr. 1901.
- Hartenstein, O., *Studien zur Hornsage*, Heidelberg 1902.
- Henning, M., *1001 Nacht*, 24 Bde., Leipzig 1897 ff.
- Jiriczek, O., *Die deutsche Heldensage*, *Sammlung Götschen*, Berlin u. Leipzig 1919.
- Jordan, R., *Handbuch der me. Grammatik*, I. Teil: *Lautlehre*, Heidelberg 1925.
- Kalbow, W., *Die germanischen Personennamen des altfranzösischen Heldenepos*, Halle 1913.
- Köhler, R., *Kleinere Schriften zur Märchenforschung*, ed. Bolte, Weimar 1898.
- Körting, G., *Grundriß der Geschichte der englischen Literatur*, Münster 1905.

- Lamartine, *Histoire de la Turquie*, I. vol., Paris 1855.
 Landau, M., *Die Quellen des Decamerone*, 2. Aufl., Stuttgart 1884.
 Langlois, E., *Noms propres dans les chansons de geste*, Paris 1904.
 Lee, A. C., *The Decameron; its sources and analogues*, London 1909.
 v. d. Leyen, Fr., *Deutsches Sagenbuch*, II Teil: *Die deutsche Heldensage*, München 1912.
 Lind, E. H., *Norsk-isländska Dopnamn*, Uppsala 1906—15.
 Luick, K., *Englische Metrik*, PGdr. II. 2, 141—180, Straßburg^a 1905.
 McKnight, G. H. (= Mc₁) *King Horn*, E. E. T. S. Or. Ser. 14, London 1901.
 McKnight, G. H. (= Mc₂) *Germanic elements in the story of K. H.*, PMLAA XV, Balt. 1900.
 Mather, Fr. J., *King Ponthus and the fair Sidone*, PMLAA XII, n. s. vol. V, Balt. 1897.
 Meier, E., *Volksmärchen aus Schwaben*, Stuttgart 1852.
 Mettlich, J., *Bemerkungen zum agn. Lied vom wackren Ritter Horn*, Münster 1895.
 Michel, Fr., *Horn et Rimenhild*, Paris 1845.
 Morsbach, L., (= M₁), *Die angebliche Originalität des frühme. King Horn*, Foersterfestgabe, Halle 1902.
 Morsbach, L., (= M₂), *Deutsche Literaturzeitung* Nr. 43, Sp. 2717 ff., 1902.
 Müller-Schambach, *Niedersächsische Sagen und Märchen*, pp. 389 ff., Göttingen 1855.
 Nigra, C., *Il Moro Saracino*, Romania XIV, 255 ff., Paris 1885.
 Panzer, Fr., *Hilde-Gudrun*, Halle 1901.
 Paris, G., *La Femme de Salomon*, Romania IX, pp. 436 ff., Paris 1880.
 Prym, E. u. Socin, A., *Der neuaramäische Dialekt des Túr' Abdîn*, II. Teil Übersetzung, Göttingen 1881.
 Rochholz, E. L., *Schweizersagen aus den Aargau*, 2 Bde., Aarau 1856.
 Rohde, E., *Der griechische Roman und seine Vorläufer*, Leipzig 1914.
 Schiefner, A., *Zur russischen Heldensage*, Bulletin de l'Acad. de St. Pétersbourg IV, 272 ff., St. Pétersbourg 1862.
 Schoepperle, G., *Tristan and Isolt*, Frankfurt & London 1913.
 Schofield, W. H., *The story of Horn and Rimenhild*, PMLAA XVIII, Balt. 1903.
 Scott, W., (ed. Robertson, J. L.), *The poetical works of Sir W. Scott*, Oxf. Un. Press. 1910.
 Searle, W. G., *Onomasticon Anglosaxonicum*, Cambr. 1897.
 Simrock, K., *Der gute Gerhard und die dankbaren Toten*, Bonn 1856.
 Sozonovič, *Zur Frage über den abendländischen Einfluß auf die slawische und russische Literatur*, 2. Abhandlung, pp. 260 ff., Warschau 1898 (russisch).
 Splettstösser, W., *Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltliteratur*, Berlin 1899.
 Stengel, E., *Das agn. Lied vom wackren Ritter Horn*, Marburg 1883.
 Stimming, *Besprechung von Wissmanns Untersuchungen*, E. St. I, 351—362.
 Suchier, H., *Geschichte der französischen Literatur*, Leipzig^a 1913.
 Tawney, C. H., *The Kathā Sarit Sāgara*, 2 vols., Calcutta 1880/81.
 Ten Brink, B., *Geschichte der englischen Literatur*, Bd. I, Berlin^a 1899.
 Tettau, W. J. A., *Über einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke aus dem 15. Jh.*, Erfurter Jahrbücher, neue Folge, Heft VI, 1870.
 Töpperwien, A., *Sprache und Heimat des me. K. H.*, Auszug im Jahrbuch der philosophischen Fakultät Göttingen 1921; Heft I, 1; pp. 89—96.

- Uhland, L., *Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage*, 8 Bde., Stuttgart 1865–73.
- Vernaleken, *Kinder- und Hausmärchen*, 4. Aufl., Wien und Leipzig 1900.
- Vogt, Fr., (= Vo₁), *Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf*, Halle 1880.
- Vogt, Fr., (= Vo₂), *Zur Salman-Morolfsage*, PBB VIII, 313 ff.
- Vogt, Fr., (= Vo₃), *Der edle Moringer*, PBB XII, 431 ff.
- Voretzsch, K., *Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur*, Halle³ 1913.
- Ward, H. L. D., *Catalogue of Romances*, vol. I, London 1883.
- Wesselofsky, A., *Neue Beiträge zur Geschichte der Salomonsage*, A. f. sl. Phil. VI, 393 ff., 548 ff., Berlin 1882.
- Wissmann, Th., (= Wi₁), *King Horn, Untersuchungen zur me. Sprach- und Literaturgeschichte* 2 F. XVI, Straßburg 1876.
- Wissmann, Th., (= Wi₂), *Studien zu King Horn*, Anglia IV, 342 ff., Halle 1881.
- Wissmann, Th., (= Wi₃), *Das Lied von King Horn*, 2 F. XLV, Straßburg 1891.
- Wollheim, A. E., *Die Nationalliteratur des Orients*, 2 Bde., Berlin 1873.
- Wollner, W., *Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen*, Diss. Leipzig 1879.
- Wülker, R., *Geschichte der englischen Literatur*, Leipzig u. Wien 1896.
- Zachrisson, R. E., *Anglo-Norman Influence on English Place-Names*, Lund 1909.

Die neueste Hornliteratur verzeichnen:

- Paues, A. C., *Annual Bibliography of E. Lang*, lit. vol. V, 1924, p. 46, Cambr. 1925.
- Wells, J. E., *A manual of the writings in M. E.*, 762 f., 1003, 1100, New Haven 1923.

I. Charakterisierung der Horngedichte.

Es gibt 4 Horngedichte: die me. Romanze King Horn aus der Mitte des 13. Jh. (= K. H.), einen anglonormannischen Versroman aus der Mitte des 12. Jh. (= R. H.), das in der Schweifreimstrophe abgefaßte me. Gedicht Horn Childe, ca. 1300 entstanden (= Hch.) und eine englisch-schottische Ballade in 10 zum Teil bruchstückweise erhaltenen Fassungen mit dem Titel Hind Horn, die im 18. u. 19. Jh. nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnet wurden (= Hh.).

King Horn. Handschriften.

King Horn (K. H.) zählt rund 1550 vv. und ist uns in 3 Hss. überliefert. Gg. 4. 27. 2 in der Universitätsbibliothek zu Cambridge (C.) ist in einer deutlichen Hand geschrieben und stammt aus der 2. Hälfte des 13. Jh., nach Hall ca. 1260. Schon Wißmann (U.) beurteilt sie als die „älteste und beste“, und diese Ansicht wird durch die nachfolgenden Forscher bestätigt.

Harleian Ms. 2253 Brit. Mus. Lond. (L.) enthält im 2. Teil neben 40 englischen lyrischen Gedichten und 3 lateinischen Heiligenleben einen K. H. Aus der Nachbarschaft dieser Heiligenleben, die dem westmerzischen Gebiet angehören, hat Wright (Specimens) geschlossen, daß die Hs. wahrscheinlich aus der Abtei von Leominster, Herefordshire, stammt. Den Terminus a quo liefert uns eine Elegie auf den Tod Eduards I. (1307) und noch enger eine mutmaßliche Anspielung auf Bannockburn (1314) in der Prophezeiung des Thomas von Ercildoune. Andererseits kann die Handschrift nach Hall paläographisch wohl kaum später als 1320 angesetzt werden. Auffallend sind nach Mc Knight (Mc₁ p. XXIX) die Überschrift *geste*, die durchgängige frz. Orthographie und frz. Formen, wie *enimis* für *enemy* (N. sg.), *Horns* (N. sg.), *maister* (Gen. sg.). Hs. H. hat 3 Eigennamen (*Godmod*, *Allof*, *Fikel(es)*) abweichend von den beiden anderen Handschriften (*Cutberd*, *Murry*, *Fikenhild*) überliefert und zwar in einer Form, die sich mit dem agln. Gedicht R. H. deckt, so daß man auf indirekte Beziehungen

zu R. H. geschlossen hat. Morsbach urteilt: „Eine sekundäre, unursprüngliche Überlieferung, da zum Teil widerspruchsvoll, von einer Quelle, die dem R. H. nahegestanden haben muß.“ Der Schreiber ist ein Anglonormanne. Dies ist die jüngste Handschrift. Sie allein war den Forschern des 18. Jh. und der ersten Jahrzehnte des 19. Jh. bekannt.

Ms. Laud, Misc. 108, Bodl. Libr. Oxford (O.) enthält im 1. Teil eine Sammlung von Heiligenlegenden. Der 2. Teil beginnt mit einem Havelok, und dann folgt K. H. Die meisten Forscher setzen die Zeit der Niederschrift in die letzten Jahrzehnte des 13. Jh.; Hall meint, die Hs. stamme frühestens aus dem Jahr 1310. Zupitza hat (Anglia VII, 155) nachgewiesen, daß Havelok von einer Hs. abgeschrieben worden ist, deren Seiten jeweils 20 Zeilen gefaßt haben. Dasselbe handliche Format, das sich vorzüglich für die fahrenden Sänger eignete, dürfen wir auch für K. H. wegen der Vertauschung der Zeilen O. 1462—81 in Anspruch nehmen. Auffallend ist die schwankende und inkonsequente Orthographie. Dies tritt auch äußerlich in dem unverhältnismäßig großen Raum in Erscheinung, den das Hallsche Glossar den O. Varianten einräumt. Morsbach urteilt: „O. hat die schlechtesten Schreibungen auch im Namenmaterial und zeigt starke Franzöisierung gegenüber C. und L.: *Ayol* (*Apulfs*), *Cuberd* (*Cutberd*), *Sodenne* (*Suddenne*), *Mory(e)* (*Murry*), *Ayld* (*Abyld*). Zum Teil mögen bloße Verschreibungen vorliegen. Der Schreiber ist Anglonormanne.

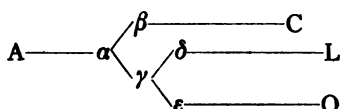
Das Verhältnis dieser 3 Hss. ist verschieden beurteilt worden. Wißmann (Wi₁ p. 6) ging von der Theorie aus, daß die Hss. auf mündlicher Überlieferung und gegenseitiger Beeinflussung fahrender Sänger beruhen, daß sie also nicht auf eine Urhandschrift zurückgehen. Hall meint, diese Ansicht finde keine Bestätigung durch die anderen me. Romanzen, die wir kennen. Morsbach (M₁ p. 301) glaubt, K. H. sei durch mündlichen Vortrag verbreitet worden. Die Abweichung der verschiedenen Lesarten sei oft so stark, daß man sie nicht mehr auf Kopistenfehler zurückführen könne, sondern sie hätten ihren Grund in den bewußten oder unbewußten Änderungen der Spielleute. Eine Urhandschrift dürfen wir jedenfalls annehmen wegen der allgemeinen Übereinstimmung der Hss. im Aufbau der Handlung und in den Motiven; ohne eine solche Urhandschrift müßten die Varianten noch viel zahlreicher und schwerwiegender sein. Andererseits soll nicht bestritten werden, daß einzelne Jongleure bei der Niederschrift ihres Repertoires mit den Versen mehr oder minder frei verfahren sind; sagt doch auch Luick (l. c. p. 154): „Die Texte des K. H. weisen deutliche Anzeichen starker Zersungenheit auf.“

Wißmanns (Wi₁ p. 4 ff. u. Wi₂ p. II ff.) Ergebnis bezüglich des Handschriftenverhältnisses läßt sich in die 3 Punkte znsammenfassen:

1. Keine Hs. ist Quelle der anderen; keine enthält den Text ohne Fehler oder Verstümmelungen,
2. 2 Hss. bilden nicht etwa eine Gruppe oder Hs.-Klasse,
3. jede der 3 Hss. ist als selbständig anzusehen und vermag selbst gegen eine Übereinstimmung der beiden anderen Ursprüngliches zu bewahren.

Zupitza (AfdA. 9 p. 184 ff.) schon änderte Punkt (2) dahin ab: O. u. L. stehen einander näher, sie stammen aus gemeinsamer abgeleiteter Quelle. Allerdings ist seine Schlußfolgerung, daß O. u. L. also Beweiskraft gegen C. besitzen, falsch. Da hatte Wißmann schärfer gesehen, wenn er die übereinstimmenden Stellen in O. u. L. als keineswegs ursprünglich bezeichnete.

Hall (l. c. p. XI—XIV) hat in der Einleitung zu seiner Ausgabe das Handschriftenverhältnis nochmals eingehend untersucht und dabei vor allem ein reiches Variantenmaterial nach erschöpfenden Gesichtspunkten unter die Lupe genommen. Er stellt folgenden mit Zupitza übereinstimmenden Stammbaum auf:



und faßt sein Resultat in folgenden Punkten zusammen: (1) Keine Hs. ist Quelle der anderen (cf. Wißmann) wegen der Anzahl und Selbständigkeit der Varianten. (2) Ein Mittelglied α ist anzunehmen, um die fehlerhaften Stellen zu erklären, die sich in allen 3 Hss. finden. (3) L. u. O. bilden eine Hs.-Gruppe. Argument: Gemeinsame Fehler gegenüber C. Da diese Übereinstimmungen sich jedoch als spätere Zutaten erweisen (Gemeinplätze, Füllsel, Wiederholungen), ist ein weiteres Zwischenglied γ einzuschalten. (Auch Ward [l. c. p. 450 Fußnote] trat schon früher für „common source of O. & L. mss.“ ein.) (4) O. zeigt beträchtliche unabhängige Zutaten gegenüber L. Diese können wir nicht auf das Konto des Schreibers (von O.) setzen, der bloß ein Abschreiber war und dazu noch ein schlechter. Das Mittelglied ϵ war wohl im 20-Zeilen-Format. (5) L. ist das Werk eines überlegenden Redaktors oder die Abschrift eines solchen Werkes (δ). Argumente: L. hält auf gute Reime, glättet den Ausdruck und bestrebt sich strenger logischer Gliederung. (6) C. kommt dem Original näher als L. u. O. In zweifelhaften Fällen gibt eine Übereinstimmung von L. u. C. oder O. u. C. den Text des Originals.

Morsbach weicht von Hall in einem Punkt ab, wenn er (M₁ p. 302) schreibt: „Auch gehören O. u. L. näher zusammen als jede einzelne zu C., aber eine abgeleitete Quelle für beide ist nicht vorhanden gewesen.“ Doch billigt er in seiner Untersuchung über die Namensformen C. als der ältesten und besten Hs. ausschlaggebende Bedeutung zu, um so mehr, als L. u. O. schlechtere Schreibungen, Verstöße gegen den Versrhythmus und stärkere Französisierungen aufweisen.

Für die Praxis empfiehlt sich uns folgende Methode: Im allgemeinen folgen wir C. als der ältesten und besten Hs.: im Zweifelsfall gibt eine Übereinstimmung von C. u. O. oder C. u. L. den Ausschlag. Selbst wo O. u. L. übereinstimmen, dürfte die Lesart von C. in den seltensten Fällen zu verwerfen sein. Lautliche, metrische oder stoffliche Gründe müssen dazu kommen, um uns von C. abzuwenden.

Ausgaben des K. H.

Die beste Ausgabe ist die von Joseph Hall für die Clarendon Press besorgte mit Parallelabdruck der 3 Hss., umfangreichem Kommentar, der eine große Belesenheit in der me. Literatur verrät, und dem ersten Verzeichnis aller in K. H. vorkommenden Namensformen. Nach dieser Ausgabe zitiere ich. Wißmanns kritischer Text befriedigt heute nicht mehr. Bei der Textkritik erschwert ein großer Variantenapparat, wie er bei K. H. unvermeidlich ist, die Orientierung. Zu erwähnen wäre noch McKnight's 1901 erschienene Neuauflage der 1866 von Lumby für die EETS veröffentlichten Hs. Gg. 4. 27. 2. der Cambr. Univ. Library.

Über die ältere Hornliteratur orientiert vortrefflich Hartensteins „Studien zur Hornsage“ (Heidelb. 1902), in denen das weitverstreute Material mit großem Fleiß zusammengetragen und kritisch gesichtet ist. Die neueste Hornliteratur verzeichnen Wells u. Paues (s. Schluß d. Bibliogr.).

Literarischer Wert.

K. H. zeichnet sich aus durch epische Einfachheit und Unmittelbarkeit im Ausdruck, durch das Wechselspiel kurzer und eindringlicher Reden und durch die geradezu naiv anmutende Bildersprache: *He was brigt so þe glas, He was whit so þe flur, Rose red was his colur* (C. 14—16). Stilistisch hält sich das Gedicht frei von allen breit ausladenden Schilderungen. Die kurz angebundene, gedrungene Ausdrucksweise hat neben anderen Gründen viele Forscher veranlaßt, K. H. für eine

Originaldichtung zu halten. Wir möchten diesen Zug auf den geschickten Redaktor zurückführen, der den Bedürfnissen seines mehr aus den niederen Volkskreisen zusammengesetzten Publikums entgegenkam und sich aller retardierenden Reflexion und der breiten Schilderung von Sitten enthielt, die dem Gesichtskreis dieser Leute doch ferner liegen mußte. Die Ausdrucksweise ist stark verschieden von der ags. Poesie mit ihrem Parallelismus und ihren „kenningar“ und zeigt deutlich die Spuren frz. Einflusses sowohl in der Stilisierung als im Wortschatz (cf. McKnight). Gewisse Unausgeglichenheiten im Fluß der Erzählung, wie Anspielung auf Ereignisse, die als bekannt vorausgesetzt werden (Tapferkeit Murris), Mangel an Perspektive (Abschlachtung von 100 Sarazenen durch Horn in 40 Zeilen, während die anderen bei Tisch sitzen) möchte ich nicht als archaische Züge (McKnight) deuten, sondern aus dem volkstümlichen Charakter des Gedichtes erklären, das seine Freude hat an dem durch Handlung bewegten Leben, und das für mündlichen Vortrag bestimmt war, bei dem das Temperament des Vortragenden die Zuhörer mit fortriß, ohne daß stets die künstlerische Einheit gewahrt blieb. K. H. ist noch heute eine angenehme Lektüre, und „sein ästhetischer Gesamtwert überragt den R. H.“ (Hartenstein).

Verfasser des K. H.

Der Verfasser tritt in echt epischer Gepflogenheit ganz in den Hintergrund, ist offenbar ein Spielmann aus dem Volk und für das Volk, doch ein rechter Poet. Das zeigt die gewandte originelle Form der sprachlichen Einkleidung. Allerdings kann ich Hartenstein (l. c. p. 72) nicht folgen, der aus den Zeilen C. 1367/8

*We schulle þe hundes teche
to speken vre speche*

die englische Nationalität des Dichters herauslesen will. Die zitierte Stelle läßt eine ganz andere Auffassung zu. Hall kommentiert: „We shall teach the heathen dogs a humiliating lesson“ und gibt Parallelen aus Laſamon u. a. an.

Metrisches.

Der Dichter des K. H. bediente sich einer ganz besonderen Versform, in die sich sein gedrungener Stil zwangslos einfügt. Für den Hornvers, der schon Abhängigkeit von den fremden Reimversen zeigt, muß man 2 Haupt- und 2 Nebenhebungen im Vers annehmen. Morsbach (M₁ p. 302) widerspricht Luick aufs entschiedenste: Es ist kein prinzipieller Unterschied zwischen dem gesungenen und bloß

rezitierten bzw. gesprochenen Alliterationsvers; er fordert auch für den sogenannten historischen Sprechvers Takte, und zwar für K. H. 4 volle Takte. Die Einteilung Luicks in 2 Haupt- und 2 Nebenhebungen verdunkelte das Wesen der taktierenden Verse; auch ist er skeptisch bezüglich der von Luick angenommenen Abhängigkeit K. H.s von fremden Reimmustern. Morsbach glaubt, ein kritischer Text allein könne die Verstechnik restlos klarstellen, muß aber zugeben, daß ein solcher bei der mangelhaften Überlieferung fraglich bleibt. Jedenfalls befriedigt auch in dieser Beziehung Wißmanns Versuch heute nicht mehr, auch hat man seine Abteilung des Gedichtes in Strophen verworfen. Ten Brink betont das häufige Vorkommen des klingenden Versausganges, auf den 2 Hebungen treffen. Daran ist festzuhalten. Daraus ergibt sich dann wie von selbst der *tetra arsis verse*. Er ist ein altes nationales Erbteil und hat sich aus der zweiebigigen Kurzzeile des Alliterationsverses entwickelt. Die Betonungsart nach starken rhythmischen Akzenten ergibt sich durch den musikalischen Vortrag (*A song iſc ſchal zou ſinge of Murry þe kinge* vv. 3—4), in dessen Schema sich nach echt bänkelsängerischer Art alle Verse, kürzere wie längere, zwängen mußten, mochte auch den Betonungsverhältnissen bisweilen Gewalt angetan werden. Diese Erscheinung ist echt volkstümlich; das Bedürfnis nach starkem Rhythmus überwiegt hier alle anderen metrischen Erwägungen und gibt noch heute dem Volkslied und vor allem dem Vortrag von Gedichten durch Kinder und Ungebildete sowie primitive Völker sein naives Gepräge.

Dialekt des K. H.

Die Reimtechnik des K. H. ist besonders „bezüglich der Assonanz der Vokale bemerkenswert rein und ein sicheres Kriterium für die Bestimmung des Originaldialektes“. (Töpperwien l. c. p. 89). Wißmann stellte fest, daß der Charakter des Vokalismus südöstlich ist, sich jedoch vom Kentischen unterscheidet (kent. *ea* + [*r* + *cons.*]: *a* [K. H.]; gegenüber der kentischen Vorliebe für Diphthonge sind *ēo*, *īo*, *ēa* regelmäßig monophthongiert) und daß der wahrscheinliche Entstehungsort Essex ist. McKnight (Mc₁ p. XXVIII) kommt auf Grund eingehender Untersuchung des Lautstandes zu ähnlichem Resultat. „Time of composition is fairly late, later than 1200“ (*ā* > *ē* und Kurzvokale in offener Silbe gelängt). Er entscheidet sich für die 2. Hälfte des 13. Jh. Brandl (l. c. II, 1, p. 624) schließt auf südliches Mittelland; der höfische Ton verweise auch auf die Nähe der Residenz.

Hall in seiner Ausgabe untersucht ebenfalls im Anschluß an eine detaillierte Laut- und Formenlehre den ursprünglichen Dialekt

des K. H., dessen Heimat „somewhere in the South-Eastern area outside Kent“ liege, „near enough to the Midland border to account for a considerable admixture of Midland characteristics and at the same time so near the Middle South as to be in some small degree affected by its peculiarities. North-West Surrey may possibly satisfy the conditions“.

Die letzte, aber nicht vollständig gedruckte Arbeit über den Ursprungsdialekt des K. H. ist von Töpperwien (Diss. Göttingen 1921). Dieser betont eingangs, daß nur das Reimmaterial ausgewertet und besondere Vorsicht bei Einzelercheinungen geübt wurde, die nicht ohne weiteres der lebendigen Sprache des Dichters zuerkannt und auch nicht auf normale Lautformen reduziert wurden. Sein Resultat faßt er wie folgt zusammen: „Die Entstehungszeit des K. H. ist ca. 1225—1260. (Morsbach [M., Sp. 2718] will die Entstehungszeit noch in die 1. Hälfte des 13. Jh. legen.) Was Art und Zahl der nordischen Lehnwörter anlangt, zeigt K. H. kaum rein südliches Gepräge. Die Sprache zeigt unzweifelhaft den Charakter eines sächsisch-kentischen Grenzdialekts mit deutlichen Zügen des benachbarten Mittellandes, besonders im Flexionsreim. Einige in der etwa gleichzeitigen Überlieferung des Südens nicht nachweisbare lautliche und flexivische Erscheinungen des K. H. erklären sich wahrscheinlich nicht durch mittelländischen Einfluß, sondern aus dem fortschrittlichen Charakter der volkstümlichen Sprache des K. H.“ Mit Hilfe der Ergebnisse der neueren Ortsnamenforschung wird dann K. H. nebst 5 anderen älteren me. Denkmälern, die näher charakterisiert und lokalisiert sind, der südöstlichen Sprachgruppe zugeteilt. „Sussex kommt für keines dieser 6 Denkmäler in Betracht. Die engere Heimat des K. H. ist östliches Middlesex oder die Südwestecke von Essex, nicht Surrey.“ Jordan (l. c. 10) verweist die Romanze K. H. ebenfalls nach Essex oder Middlesex.

Diese Lokalisierung durch Töpperwien hält eine mittlere Linie inne. Während Brandl mit Rücksicht auf die mittelländischen Formen südliches Mittelland annimmt, betont Hall das südliche Element besonders stark und schließt so auf Surrey. Doch ist der Sprachgebrauch nicht immer südlich. So zeigen die Infinitive im Reim fast regelmäßig Abfall des *n*. Synkopierte Formen der 3. s. pr. i. erscheinen nie im Reim, obwohl sie sonst ziemlich häufig sind. Das *ȝe*-Präfix im part. praet. fehlt oft oder ist ganz unzweideutig eine überflüssige Zutat der Schreiber. Töpperwien kommt besonders auf Grund der südöstlichen (= ostsächsischen) Eigentümlichkeiten auf ein mittleres Gebiet, das, in der Nähe der Hauptstadt gelegen, sowohl für mittelländische Formen und nordische Lehnwörter als auch für südliche Formen genügend Erklärung bietet.

Roman de Horn. Handschriften und Ausgaben.

Das agln. Gedicht Roman de Horn (R. H.) ist in Alexandrinern geschrieben, zählt 5250 Verse, die wiederum in Tiraden zusammengefaßt sind, von denen eine durchschnittlich 21—22 Verse umfaßt. Es existieren 3 Hss.: O. (=Nr. 132 der Sammlung Douce der Oxf. Bodl.), H. (Nr. 527 der Harleiana des Brit. Mus.) und C. (=Ff. 6. 17 der Univ. Libr. Cambr.). Eine genaue Beschreibung findet sich bei Hartenstein (l. c. 15 ff.). Es sind keine verschiedenen Redaktionen, sondern nur verschiedene Niederschriften. C. ist auch hier die beste aller Hss., O. allein enthält Anfang und Ende. Zwischen dem fragmentarischen Schluß von C. und dem erneuten Einsetzen von O., das die Hs. zu Ende führt, wird eine größere Lücke angenommen. Die Abfassungszeit des Gedichtes selber setzt Suchier (l. c. 113) aus lautlichen Gründen in die Regierungszeit Stephans von Blois (1135—54), zu gleichem Resultat gelangen Söderhjelm (Rom. XV, p. 594) durch Vergleich mit zeitgenössischen normannischen Dichtungen und Vising (Sur la versification anglonorm., Upsala 1884, p. 7 Anm., ebs. p. 74) und Gnerlich (Bemerkungen über den Versbau der Anglonormannen, Diss. Breslau 1889, p. 4) aus rythmisch-metrischen Gründen. Die Lokalisierung dieser Hss. kann erst dann mit Erfolg unternommen werden, wenn man über die agln. Dialekte näher Bescheid weiß. Alle 3 Hss. wurden von Brede und Stengel unter dem Titel „Das agln. Lied vom wackern Ritter Horn“ in Bd. VIII der Ausg. u. Abh. adG. d. rom. Phil., Marburg 1883, abgedruckt.

Verfasser des R. H.

Der Verfasser nennt sich selbst als *Thomas, mestre Thomas*, und wurde längere Zeit mit dem Thomas des Tristan identifiziert. Doch hat Söderhjelm (Romania XV pp. 575—596) nachgewiesen, daß Charakterauffassung, Komposition, Stil und Sprache beider Gedichte verschieden sind. Wir dürfen in unserem Thomas einen Anglonormannen, einen Fahrenden, erblicken, der wegen seiner meist im Reim vorkommenden gelehrten Wortbildungen, wegen seiner Heiligenanrufe und biblischen Zitate wohl eine klerikale Bildung genossen hatte, das Englische kannte (englische Ausdrücke, syntaktische Konstruktion mit *estre* + partic.), aber dessen Heimat ich nicht gerade mit Hartenstein in der südlichen Küstengegend Englands festsetzen zu müssen glaube. Gewiß, das Meer und nautische Fachausdrücke sind ihm bekannt, aber damit konnte damals bei dem regen Verkehr zwischen England und seinen festländischen Besitzungen jeder Anglonormanne

vertraut sein. Thomas war weit gereist. Er kannte die Bretagne besonders gut: er nennt das felsige Gestade; der Kriegeruf *Mallou la Bretunine* (C. 1659) geht auf den bretonischen Heiligen Maclovius oder Mach-low zurück, an den noch St. Malo erinnert. Die im R. H. gebräuchliche Form findet sich in Aliscans. Der Vorstellungskreis des Dichters ist eher festländisch-normannisch als anglonormannisch. Die Eigenart des Redaktors tritt da zutage, wo er offensichtlich erweitert. An solchen Stellen ist im R. H. kein Mangel. Sie zeigen einmal Vertrautheit mit der französischen Geographie: Anjou, Coutance, Paris, (Maskun =) Mâcon (Sâone et Loire), Peitiers werden genannt. Rimignil bittet, daß der König von Paris und der Graf von Peitiers ins Land einfallen, damit Horn seine Ritterschaft erweisen könne. — Horn besiegt im Dienst des Königs von Bretaine den aufrührerischen Grafen von Angou. Dazu weiß die Geschichte, daß Stephan verschiedene aufrührerische Barone bezwungen hat, doch nicht Geoffrey von Anjou. In der Darstellung des Thomas ist daher wohl der Wunsch Vater des Gedankens gewesen. Stereotype Wendungen wie *espée de Rochelle*, *acier peitevin* u. a. zeigen weiter, wo der Dichter eigentlich „zu Hause“ war.

Literarische Würdigung des R. H.

Der allgemeine Verlauf der Handlung und die wesentlichen Züge sind im K. H. wie im R. H. die gleichen. Trotzdem ist der Unterschied zwischen beiden Gedichten groß. Hier erscheint die volkstümliche Ballade als ein konventioneller Versroman mit Schilderungen von Schlachten, Spielen, Festen und Turnieren; der Ton ist höfisch; die Begebenheiten, welche der englische Spielmann geflissentlich zusammendrängt, sind hier durch allerlei Motivierungen und Erklärungen verwässert (besonders weitschweifig sind das Pfingstfest zu Westir, die Sarazenenkämpfe und Rimels Verhandlungen mit Herland beschrieben). Dort zeigten die Sitten noch eine primitive Lebensführung, hier ist ein gewisser Luxus in Hofhaltung und Raumausstattung unverkennbar. Rimenbild, deren Wildheit im K. H. an die Freyja der nordischen Mythologie in der Brisingamen-Episode gemahnt, ist im R. H. von Reflexionen angekränkt und mit galanter Koketterie und gesellschaftlicher Etikette wohl vertraut.

So hat der französische Roman „offenbar starke Umbildungen vorgenommen, die zum großen Teil auf Kosten des Sängers Thomas selbst zu setzen sind. In R. H. sind die Vorgänge in Irland denen in der Bretagne (Westernes, K. H.) möglichst angepaßt und umgekehrt. Auch die Eigennamen zeigen in dem frz. Roman eine bunte Mischung“, (Deutschbein I. c. 10—11), d. h. keine reinliche Scheidung

zwischen nordischen und englischen Namen, je nach dem Schauplatz der Handlung, wie wir dies weiter unten bezüglich K. H. feststellen werden. Durch die offensichtliche Hereinnahme kontinental-germanischen Namenmaterials wird das ursprüngliche Ausmaß der Horn-dichtung nur noch mehr vergrößert und verzerrt.

R. H. hat manchen Sagenzug, der im K. H. fehlt. Diese selbständigen Züge sind besonders von Wißmann (Wi₁ pp. 66—94) und Caro (l. c. 331 f.) zusammengestellt und gewürdigt worden. Ich möchte hier nur auf zwei zu sprechen kommen.

Aaluf. Batolf-Lai.

Die Eingangsverse des R. H. ergehen sich in Anspielungen auf die Geschicke Aalufs, des Vaters von Horn, dessen Leben vermutlich in einem Zyklengedicht behandelt worden ist. Wir können die einstmalige Existenz dieses Gedichtes nicht bezweifeln; dafür bürgen uns die Anspielungen im R. H. und eine Stelle in der Einleitung zum frz. Waldef, die erwähnt, daß Aelof vom Englischen ins Französische übertragen wurde. Auch die unvermittelte Einführung von Batolf (dem Sohn Hunlafs von Bretagne und Bruder der Rimignil) und von Horns Mutter Samburc läßt bei der sonst breiten Erzählungsweise des Thomas und der Gepflogenheit der Spielleute, andere Lieder als bekannt vorauszusetzen, auf ein Gedicht Aalof schließen. Ein im R. H. aufgeführter Stammbaum mag ein weiterer Beweis dafür sein, daß dem Thomas ein Gedichtzyklus vorschwebte, dessen I. Teil schon fertig war und für dessen 3. Teil, der die Geschicke von Horns Sohn Hadermod behandeln sollte, er seinen eigenen Sohn Gilimot als Redaktor ausersehen hatte. Doch ist es nicht angängig, die Hæpeolf-Episode der nordengl. Romanze Hch. als Argument für die Existenz eines Aaluf-Gedichtes zu gebrauchen, wie Hartenstein (l. c. 53 ff.) es tut. Zwar behandeln R. H. u. Hch. beide in der Einleitung die Lebensschicksale von Horns Vater, doch ist der diesbezügliche Inhalt der beiden Fassungen grundverschieden. Die Hæpeolf-Episode fußt ganz auf nordhumbrischer Lokaltradition, wie später näher ausgeführt werden soll. Für Aalof und seine Lebensgeschichte, deren Rekonstruktion Suchier (l. c. 113) und Hartenstein aus den spärlichen Angaben im R. H. unternommen haben, wird man schwerlich einen historischen Prototyp nachweisen können. Suchier dachte an einen Wikinger Hasting, der den Beinamen Ethelwulf hatte, und Deutschbein (p. 86) bemüht sich, an Hand einer Stelle in der *Chronica de Gestis Consulum Andegavorum* „die persönliche und lautliche Identität“ mit dem dort genannten Hæpelwulf-Haustwin aufzustellen, doch nimmt er schließlich wegen Mangels weiterer Berührungspunkte mit Recht an, daß wir hier

den Sagentypus vom Findelkind vor uns haben, der gerade im 12. Jh. in England (und in der Normandie) stark verbreitet war, wie ein Vergleich zeigt mit der Scyld-Episode bei William of Malmesbury, dem Lai del Fraisme der Marie de France, der Gregorlegende, deren älteste Version, die afrz. *Vie du pape Gregoire* aus dem 12. Jh. stammt und einen Normannen zum Verfasser hat. Ein solches Motiv paßte gut zu einem Helden, der als Stammvater einer Zyklendichtung auszuweisen war. Ähnlich sieht Schofield im Aalof eine nachträglich aufgenommene Erzählung mit dem Findlingsmotiv als Mittelpunkt, und meint, die Vorlage dafür mag eine ähnliche Geschichte gewesen sein, wie sie in der Sage von Olaf Tryggvason von Thrall-Knut erzählt wird. Dem Herrscher Gorm in Northumberland wird ein Findling gebracht, der wegen eines Knotens in seiner Wäsche (die namentgebende Bedeutung der Begleitumstände ist ein stehendes Motiv, cf. Fraisme, Wolfdietrich) Knut genannt wurde, von ihm erzogen und adoptiert wurde, um schließlich sein Nachfolger zu werden.

Zusammenfassend stellen wir fest: Die Geschichte von Aaluf im R. H. und die Hapeolf-Episode des Hch. sind inhaltlich grundverschieden und gehen auf verschiedenen Ursprung zurück. Sie können daher nicht von Anfang an mit der Hornsage verknüpft gewesen sein, um so weniger, als K. H., über dessen sagengeschichtliche Priorität wir später handeln werden, die Vorgeschichte von Murri (Aaluf) nicht kennt. Eine gewisse Beziehung zwischen Aaluf und Hapeolf ist allerdings nicht nur möglich sondern wahrscheinlich. Bei der quellenmäßigen Abhängigkeit des Hch. von R. H., die von allen Forschern anerkannt wird, mögen die Anspielungen auf die Schicksale des Aalof in dem Redaktor des Hch. Erinnerungen an die ndh. Lokalsage wachgerufen haben, deren Held Hapeolf einen so ähnlich lautenden Namen hat, daß manche Forscher beide Formen in etymologische Beziehung bringen wollten.

Auch der Batolf-Lai ist ein späteres Einschießel. Er wird am Hof zu Westir vorgetragen, wo Horn als Verbannter weilt, und handelt von Rimels Liebe zu Horn, bevor diese Liebe durch die Wiedervereinigung der Liebenden den im Lai vorweggenommenen Abschluß wirklich erreicht hat. Über Ursprung und Inhalt dieses Lais ist man auf Vermutungen angewiesen. Batolf ist ein ahd. Name (Deutschbein, Graß). Schofield (l. c. 61) will den Namen mit einem „Sachsen Badulph“ zusammenbringen, von dem Geoffrey of Monmouth Bk. IX, ch. 1, berichtet, daß er einst als Spielmann verkleidet das feindliche Belagerungsheer des Königs Arthur täuscht und zu seinem Bruder Colgrin in das belagerte York gelangt. Die Beliebtheit des Spielmannsmotivs, das in der 2. Rettungsszene der Hornichtung selbst

vorkommt sowie in der Erzählung von Olafs Aufenthalt in Äpelstans Lager und in Alfreds Dänenkämpfen mehr oder minder treue geschichtliche Parallelen hat, berechtigt uns noch nicht, den ausdrücklich charakterisierten Tenor des Liedes mit einem ganz anderen Erzählungstypus zu vertauschen, bloß weil die Namen zueinander in Beziehung gebracht werden können. Der Batolf-lai mag allerdings durch eine Parallelstelle im Tristan veranlaßt sein, wo der am Hof zu Cornwall als Fremder weilende Held den Lai von Gurun zur Harfe vorträgt. Es finden sich überhaupt viele Parallelstellen zwischen dem novellistischen Teil des Horn und der Tristansage, deren Beliebtheit und Verbreitung in England während des 12. Jh. jene Beziehung hinreichend erklärt. McKnight erblickt im Batolf-lai die englische Romanze K. H. Dies ist interessant, weil es die Auswirkung seines irrtümlichen Standpunktes darstellt, wonach K. H. die älteste Version ist.

Horn Childe (and maiden Riminild).

Handschrift. .

Die in der Schweifreimstrophe abgefaßte me. Romanze Hch. ist uns in einer einzigen Handschrift überliefert. Sie findet sich im Auchinleck Ms., Advocates Library, Edinburgh von folio 317c—323d. Es fehlen ein Blatt in der Mitte und ein oder zwei Blätter am Ende des 1136 vv. zählenden Gedichts. Die Abfassungszeit wird in das erste Viertel des 13. Jh. verlegt, einen terminus ad quem liefert uns die spätestens 1325 redigierte Sammelhandschrift, den terminus a quo bestimmen eine Anspielung im Hch. auf Tristan, der von Kölbing (Sir Tristram, Heilbronn 1882, p. XXXI) 1290 angesetzt wird, und sprachliche Vergleiche mit zeitgenössischen Werken (Tristan und Amis und Amiloun). Die sprachliche Heimat ist nach Caro (l. c. 342) das südliche Nordland, nach Brandl (l. c. 645) das nördliche Mittelland, nach Morsbach (Me. Gram. p. 8) der Norden und nach Jordan (l. c. 14) Yorkshire, wegen der Erwähnung von Pickering und York, v. 116 ff.

Die Romanze zerfällt deutlich in 2 Abschnitte. Die einleitenden 22 Strophen erzählen das Schicksal von Horns Vater, Hæþeolf von Northumberland, der nach siegreicher Abwehr eines einfallenden Dänenheeres bei Alertonmore im Kampf gegen irische Übermacht fiel.

a) Hæþeolf-Episode.

Schon Scott, Conybeare u. a. erkannten, daß diese Ereignisse einen historischen Hintergrund haben. Ward hat zuerst die Ortsnamen lokalisiert. Doch ist es Schofields Verdienst, die Hæþeolf-Episode mit geschichtlichen Ereignissen in Northumberland in der 2. Hälfte des

10. Jh. und zu Beginn des 11. Jh. in Verbindung gebracht zu haben. Der Einfall der Dänen in der Nähe von „Clifland bi Tese side“ (v. 54) und ihre Niederlage bei Alertonmore sollen nach ihm den Heereszug der Söhne Gorms des Alten (890—936), Knut und Harold (936—986), widerspiegeln. Der Bericht findet sich im 64. cap. der Olafssaga Tryggvasonar (Fms. I, p. 117). Die Dänen unterliegen hier einem ags. König „Aðalbrikt“ bei Cleveland, wobei Knut (Danaast) fällt. Wer ist nun dieser Aðalbrikt? Ein Äpelberht regierte 860—866, doch war seine Herrschaft auf Wessex beschränkt; andererseits ist die Regierungszeit Gorms von 890—936 und Haralds von 936—986. Dieses chronologische Dilemma sucht Deutschbein (s. p. 91 ff.) zu lösen, indem er auf Saxo Grammaticus (IX. Buch) verweist, wo der merkwürdige Tod von Knut Danaast in ähnlicher Weise erzählt wird wie im 2. Teil des 64. cap. der Olafssaga, der ags. König jedoch Hedelradus genannt wird. Außerdem zieht er den Stammbaum der ags. Könige in der Olafssaga heran, wo an Stelle Æpelreds (II) abermals Aðalbriht erscheint. Wir hätten es also hier mit einer Sagenverschiebung zu tun, durch welche die Däneneinfälle unter Ethelred II. nicht nur mit früheren Beutezügen vermengt wurden, sondern auch ihres siegreichen Charakters beraubt wurden. Weiter brauchen wir Deutschbein in seinen Konstruktionen nicht zu folgen.

Die Irenkämpfe weisen nach dem nordwestlichen England, „Staynesmore“ (v. 175) ist das heutige Stainmore, ein Ort in Westmoreland. Die Belege Steynmor (1281) und Staynesmor (1314/25) zeigen, daß der Ort zur Zeit der Horndichtungen sicher bestanden hat und wohl bekannt war. Hafeolf fällt dort im Kampf gegen die von 3 Königen, Malkan, Ferwele und Winwald befehligten Iren, nachdem er zuvor 2 Könige getötet hat. Malkan tritt mit 13 übriggebliebenen Mannen den Rückzug nach Irland an. „60000 Iren“ bedeckten das Schlachtfeld. Schofield verweist auf eine historische Notiz im Libellus de adventu, Sax. Chron. p. 212 (zitiert von Skene, Celtic Scotland, Ed. 1876, I, 369, Note 42), wo neben Eadulf (=Hafeolf), earl of Northumbria 966 ein Malcolm of Scotland (=Malkan) erwähnt ist, der mit der Hilfe irischer Freunde mehrmals in Northumberland einfiel. Der Schlachtort wird hier auch historisch erhärtet. Doch scheint nach Schofield die Sagenbildung besonders durch die kriegerischen Ereignisse unter dem gleichnamigen späteren Malcolm, dem Sohn des Kyned, beeinflusst worden zu sein. In einer Abhandlung „De obsessione Dunelmi“ (Symeonis Monachi opera omnia, ed. Thos. Arnold, Rolls Series, L. 1882, I, 215 ff.) wird von einer großen Schlacht berichtet, die 1006 zwischen den Männern von „Alban“ und „Saxonia“ stattfand. Hierbei hat auf seiten der be-

drängten Nordhumbres der Earl Uhtred eine große Rolle gespielt, der an Stelle seines altersschwachen Vaters Walpeof die Landesverteidigung übernahm, das belagerte Durham entsetzte und die Schotten mit einer empfindlichen Schlappe heimschickte. Dieser Uhtred wird nach Ausweis der nämlichen Abhandlung von dem Hold Thorbrand heimtückisch ermordet, wozu die Rolle des gleichnamigen Usurpators im Hch. kein schlechtes Gegenstück bietet. Auch hier hätten wir es demnach mit einer Sagenverschiebung zu tun, durch welche zeitlich getrennte Personen und Begebenheiten perspektivisch zusammengedrückt werden und ineinander aufgehen. Unsre Sage scheint die drei wichtigsten Ereignisse aus dem Leben dieses Earl Uhtred festgehalten zu haben: Einfall der Schotten unter Malcolm (II.), Kampf gegen die Eindringlinge und die Verräterrolle des Thorbrand. Doch fragt man sich unwillkürlich: wie kommt die Sage dazu, den Sieg Uhtreds zu verdunkeln, da in Hch. Hapeolf den Iren zwar starke Verluste beibringt, aber doch unterliegt? Außerdem ist der Schauplatz der Kämpfe ein anderer.

Deutschbein (l. c. 91) zitiert einen hierzu gehörigen Bericht des schottischen (Pseudo-) Historikers Fordun (hg. v. Skene, *The Historians of Scotland* I, p. 182), der uns zeigt, wie geschichtliche Tatsachen von der historischen Tradition umgebildet worden sind. Hiernach sind nicht nur „die Schotten unter Malcolm II., wenn auch nach hartem Kampf, siegreich (*difficili bello*), sondern auch der Kampf wird nach dem Nordwesten Englands verlegt, ja die Schlachtorte scheinen identisch zu sein. Fordun nennt Burg, das offenbar in oder bei Cumberland liegt. Dasselbe Burg wird aber im XI. cap. der *Gesta Annalium*, die ebenfalls von Fordun herrühren, *Burgum sub More* genannt, was natürlich mit dem heutigen Brough under Stanmoore zusammenfällt“. Deutschbein sagt nicht, wo dieses Brough under Stanmoore zu suchen ist, es findet sich nur ein *Burgh-by-Sands* in Cumberland.

Diese Ausführungen über den historischen Hintergrund der Hapeolf-Episode dürften gezeigt haben, daß es sich dabei nicht um eine „*Nothern tradition of the story*“ (McKnight), nicht um eine „teilweise Lokalisierung“ (Hartenstein) der Hornsage handelt, sondern daß der einleitende Teil des Hch. altes nordhumbrisches Sagengut ist, das in seinem Kerngehalt vermutlich auf die bewegte Regierungszeit Æthelreds des Unberatenen (978—1016) zurückgeht und erst verhältnismäßig spät von einem gewandten Redaktor mit unserer Hornsage verknüpft wurde. Schon Wißmann (Wi., p. 349f.) hatte erklärt, daß die Einleitung auf alte Überlieferungen in Yorkshire zurückgeht, die kaum mit Horn vorher zusammenhingen. Ward

(l. c. p. 459) hat bemerkt, daß mit dem Beginn der eigentlichen Hornsage (st. 23) der Verfasser von Hch. sich zum erstenmal auf seine schriftliche Vorlage beruft: „In bok þus rede we“ (v. 276), und daß von da an Hch. u. R. H. sich auffällig ähnlich sind. Wegen der dem Hælof-Abschnitt angehörigen Motive (Tod des Königs, Usurpation des Thrones, Bestellung eines Erziehers bei Lebzeiten des väterlichen Herrschers, ein Brauch, der sich in jenen drangvollen Zeiten überall findet) mußte auf die malerische Szene des Aussetzens der Kinder im Boot verzichtet werden. Die zwei gleichwertigen unabhängigen Überlieferungen (Ward) mußten einander angepaßt werden. Das Ganze erweist sich als ein geschicktes literarisches Machwerk. Dazu stimmt die Ansicht Schofields (l. c. p. 74 f.): „Hch.'s first 250 lines are trustworthy records of the struggles of the English against Danes, Scotch, and Irish in Northumbria. But.. no connection of these events with the story of Horn before the composition of Hch... no independent stream of traditions concerning Horn (as against Stimming, Caro, Hartenstein, McKnight)... a late and unwarranted combination of diverse traditions, having therefore no value in establishing the original form of the story of Horn.“ Ähnlich äußert sich Deutschbein (l. c. 89f.).

b) Die Hornsage im Hch.

Mit der Aufnahme an Houlacs Hof (Hunlaf, R. H.) beginnt die eigentliche Hornsage und verläuft, abgesehen von abweichender Namengebung, verändertem Schauplatz und etwa 16 (von Caro l. c. 332 zusammengestellten) selbständigen Zügen parallel mit der Haupthandlung im K. H. und R. H. Das Gedicht bricht ab mit Horns Vorbereitungen zur Wiedergewinnung seines väterlichen Reiches.

Literarische Würdigung.

So viel Wertvolles Hch. stofflich auch enthalten mag, formal ist das Gedicht sehr mangelhaft und forderte mit Recht den Spott Chaucers heraus, der es in seinem „Sir Thopas“ unter den „romances of prys“ aufzählt. Abgesehen von unklaren Stellen (z. B. der Rollenverteilung des Verräterpaares Wikard-Wikel) finden sich Wiederholungen, formelhafte Wendungen und „wunderbare Anklänge“ (Caro) an Tristan und Amis und Amiloun, sowie zahlreiche Parallelstellen zu Sir Amandas und King of Tars, was Hall (l. c. LIV) zu dem Schluß führt: „Hch. has borrowed from Sir Tristram, and possibly from Amis and Amiloun.“ Dazu kommen metrische Unregelmäßigkeiten in Vers- und Strophenbau, sowie überreicher Reim, besonders in der cauda.

Hind Horn. Balladen.

Von den Hornballaden Hind Horn (Hh.) sind 9 bzw. 10 (A—K) in dem Werk von Child vereinigt: *The Engl. and Scottish Popular Ballads* 5 vols., Bost. & N. Y., 1882 ff. Davon sind 4 bei Child zum erstenmal abgedruckt nach Motherwell's Ms.; 5 Balladen sind vollständig, 5 sind Fragmente. Eine Rekonstruktion der Urform ist von Förster versucht (in *British Classical Authors* pp. 82—84). Sie sind größtenteils zu Anfang des 19. Jh. nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnet worden, sind in vierhebigen Reimpaaren abgefaßt und wurden zu Volksmelodien gesungen. Sie behandeln nur den Kernpunkt der Sage: Horns Rückkehr an den Königshof und seine Vereinigung mit der Geliebten. Inhaltsangaben finden sich bei Child und Hartenstein.

Hartenstein findet es auffällig, daß Horn in den Balladen „den Königshof meidet“ (Labetrunk am Tor und Entführung der Geliebten) und zieht zur Erklärung die Eingangsverse von B(1) „Til I saw her through an oger bore“ und F(3) „He courted her through a wimble bore“ heran, indem er aus diesen Versen ein heimliches Liebesverhältnis à la Pyramus und Thisbe konstruiert. Childs Erklärung der Stelle erscheint mir aber durchaus befriedigend: B 1, F 3, H 4 Stanza about the auger bore (wimble bore) is manifestly out of place. It is found in the „Whummil Bore“ and may have slipped into Hh. by reason of its following, in its proper place, a stanza beginning „Seven lang years I hae served the King“. Auch Horn dient dem König 7 Jahre. Die Bitte um einen Labetrunk am Tor bedarf als die übliche Gepflogenheit von Bettlern keiner besonderen Erklärung; das Motiv von der Entführung der Braut weist auf bedeutsame Zusammenhänge hin, welche zwischen den Hornballaden und Horn Childe bestehen und auf die wir bei Betrachtung des Verhältnisses der einzelnen Fassungen zueinander näher eingehen werden.

Bemerkenswert ist noch Hartensteins Versuch, das verwandtschaftliche Verhältnis zwischen den einzelnen Balladen festzustellen. Er scheidet 4 Gruppen: 1. G, H (gemeinsame Punkte: Frage in der Einleitung nach Horns Heimat und Beantwortung mit Greenwood; Braut legt ihren Haarschmuck ab am Schluß, ferner wörtliche Übereinstimmungen). 2. A B I E u. F. A u. B gehören nahe zusammen, dazu paßt F; das Fragment I schließt sich besonders eng an B an: die Prinzessin will dem Bettler folgen durch nine fires hot. 3. C hat die Begegnung mit dem Bettler besonders ausgestaltet. Dies mag auf Beeinflussung durch die Robin Hood Balladen beruhen. 4. In K (8 vv.) heißt es, daß Horn „abune them a“ sei, was eine Reminiscenz an die von Horn bestandenen Kämpfe oder Turniere sein mag.

II. Verhältnis der verschiedenen Fassungen.

Meinen Ausführungen über das Verhältnis der Fassungen möchte ich zwei Zitate voransetzen, welche die wichtigste Problemstellung treffend erkennen lassen. Körting (l. c. p. 109) schreibt: „Dagegen ist es noch nicht genügend festgestellt, ob das überlieferte englische Gedicht unabhängig von dem frz. entstanden ist; die Wahrscheinlichkeit dürfte dagegen sein.“ Voretzsch (l. c. 436) sagt: „Das frz. Epos geht mit dem engl. K. H. (Mitte 13. Jh.) zusammen auf eine verlorene (agn. oder ags.) Bearbeitung der Sage zurück.“

Keine unmittelbare Abhängigkeit zwischen K. H. und R. H.

Körtings Anschauung bedarf einer gewissen Modifikation. Es kann sich um keine direkte Abhängigkeit des K. H. von R. H. handeln, insofern als R. H. die Quelle von K. H. sein könnte. Zwar meint Schofield (l. c. 4) „H. R. (= R. H.) is older and more detailed and may therefore have retained original features not in the English version“. Auch Caros (l. c. 331) Behauptung ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert: Gemeinsame Punkte zwischen R. H. und K. H. ermächtigen uns nicht, eine der erhaltenen Hss. des K. H. als die ausschließliche Quelle der Hornsage anzusehen. Wichtige Momente kommen hinzu, die im K. H. fehlen oder anders dargestellt sind. Caro zählt dann im ganzen 16 selbständige Züge des R. H. auf, die ich schlagwortartig wiedergebe: Horns Versteck im Garten gelegentlich des Sarazenenfalls in Suddene, Vorstellung der Knaben beim König Hunlaf, Bestechung des Haushofmeisters durch Geschenke, Streit mit Wikele wegen eines dem Haderof geschenkten Pferdes, Weigerung des Reinigungseides, Feststellung durch Gudereche von Horns Familienähnlichkeit mit seinem Jugendfreund Aaluf, Lemburcs Liebe, Hoffest, (Egfers Tod und) vorheriger Dank an Horn für vollzogene Rache, Jocerants Botschaft und Bitte um Hilfe für seinen Vater Herland, Horns Liebesprobe (Gleichnis vom Falken, vorgebliche Armut), Verschonung Wikels, abweichende Schilderung der Erkennungsszene zwischen Horn und seiner Mutter, Kampf vor Entführung Rimels ins Meerschloß, eheliche Verbindungen, nur hier auftretende Personen (Wothere und der König von Orkaneye). Diese Züge kennzeichnen sich deutlich als jüngere Erweiterungen einer ritterlich höfischen Zeit oder sind für den Gang der Haupthandlung von so untergeordneter Bedeutung, daß man R. H. irgendeinen Vorrang gegenüber K. H. in sagengeschichtlicher Beziehung nicht zu-

gestehen kann. Drum ist es auch nicht denkbar, daß das einfache balladenartige Gedicht, das „keinen notwendigen Zug“ (Wißmann) vermissen läßt, in dem von Reflexion und höfischer Konvention beschwerten Kunstgedicht des Thomas seinen Ursprung haben sollte. Andererseits ist das umgekehrte Abhängigkeitsverhältnis aus chronologischen Gründen nicht denkbar, denn R. H. ist im zweiten Viertel des 12. Jh. und K. H. frühestens im zweiten Viertel des 13. Jh. entstanden (Hartenstein l. c. 109). Wie erklären sich dann die gemeinsamen Züge und die durchgängige Übereinstimmung im Aufbau der Handlung in beiden Gedichten? Nur durch eine gemeinsame Quelle. Voretzsch läßt die Frage offen, ob eine englische oder agn. Vorlage anzunehmen ist. In der Tat werden beide Ansichten verfochten.

Ein agln. Urhorn — die Quelle für K. H. und R. H.

Bevor wir jedoch die eben gekennzeichnete Alternative untersuchen, wollen wir noch kurz die Frage ins Auge fassen, ob K. H. eine Originaldichtung ist. Dies ist von Wißmann (Wi₁ p. 113 u. Wi₂ pp. 342f.) angenommen worden. Er schloß dies aus den „altertümlichen Zügen“ und aus der Tatsache, daß K. H. bei seinem geringen Umfang die Sage am reinsten erhalten habe. Diese altertümlichen Züge haben Wißmann schon einmal zu einem eklatanten Fehlschluß verleitet, als er mit Rücksicht auf sie K. H. als die Quelle von R. H. hinstellte. Außerdem meint Schofield (l. c. 53) mit Recht, die Einfachheit und Kürze des englischen Gedichtes ist nicht so sehr primitiv archaisch als volkstümlich und hat ihren Grund im Publikum, für das K. H. bestimmt war.

Bei der wahrscheinlich jüngeren Abfassungszeit des K. H. gegenüber R. H. einerseits und den offenkundigen Berührungspunkten der beiden Dichtungen andererseits muß man eine ältere Fassung annehmen, welche die Brücke schlägt zwischen den beiden voneinander unabhängigen Horngedichten. Dies ist für uns der Urhorn. Es liegt uns nahe, diesen Urhorn im englischen Schrifttum zu suchen. Dieser Standpunkt wird auch vertreten von Mätzner, Suchier, Caro, Ward, McKnight und Hartenstein. Man argumentiert so: R. H. geht auf eine englische Vorlage zurück, und zwar auf eine bereits ausgestaltete Fassung, keine episch noch nicht fixierte Volkssage. a) Der englisch-germanische Stoff ist wohl zunächst in englischer Sprache behandelt worden, enthält doch K. H. die am frühesten fixierte Gestalt der Hornsage. β) Im Prolog zum Waldef-Roman wird erwähnt, daß Aelof vom Engl. ins Frz. übertragen worden ist. Auf Grund des angenommenen zyklischen Zusammenhangs dieses Aelof mit dem R. H. nimmt Hartenstein (l. c. 110) die gleiche literarische Behandlung auch für R. H. an.

γ) Englische Ausdrücke im R. H.: „*Rimel les ad welcumes*“ (O. 800), „*Bien jureres witegod quant auerez beu taunt*“ (C. 4013), „*Mes corn apellent horn li engleis latimier*“ (C. 4206). δ) Das Reich des Königs Gudreche heißt im R. H. *Westir*. An 2 Stellen erfahren wir indessen ausdrücklich, daß dieses Land früher *Yrlande* geheißen habe, nämlich v. 2131: *Yrlande out si a nun al tens d'auntiquitez*, v. 2184: *Seignurs, or est Yrlande, lors fu Westir nomee*. Unter dem Namen *Yrlande* aber tritt uns dasselbe Reich im K. H. entgegen. Sollte da nicht die Vermutung naheliegen, daß jenes *tens d'auntiquitez* die Abfassungszeit einer dem Thomas vorliegenden Quelle bedeute? (Hartenstein l. c. 113).

Dazu ist folgendes zu sagen: ad α) Der germanische Ursprung des R. H. und die angelsächsische Vermittlung, in welcher Form auch immer, soll nicht bestritten werden. Zu der auffallenden Erscheinung, daß K. H., der wahrscheinlich fast 100 Jahre jünger ist als R. H., die Hornsage in ursprünglicherer Gestalt bewahrt und noch dazu eine französische Vorlage benutzt haben mag, liefert Deutschbein (p. 12 ff.) einen interessanten Beitrag von allgemeiner literarhistorischer Bedeutung. Er weist an Hand der Boeve-Sage, des Sir Degarre und des Sir Amadas nach, daß „häufig die me. Versionen eine Sage besser und reiner überliefert haben als die entsprechenden frz. literarischen Versionen“. ad β) Die Übertragung der Hornsage ins Französische schließt die Annahme einer agn. Redaktion nicht aus, welche ihrerseits die Quelle von R. H. u. K. H. ist. ad γ) *Welcumes* ist, wie Hartenstein (l. c. 26, Fußnote 2) selbst bemerkt, in Godefroy auch für festländische Texte belegt. *Witegod* ist ein Schwur. Solche und ähnliche an die niedern Instinkte appellierenden fremdsprachigen Wörter finden leicht Eingang in eine Sprache. Ich erinnere nur an die deutschen und englischen Soldaten in Frankreich u. dgl. Normannen und Engländer standen damals in so enger Beziehung, daß die Aufnahme eines solchen Wortes in den Vokabelschatz eines agn. Dichters nicht wundernehmen darf. Was die Erwähnung des engl. Wortes *horn* anlangt, so erklärt sie sich aus einem Wortspiel, das der K. H. gut erhalten hat: *drink to horn of horne* (C. 1145). Um diese Pointe seinen fremdsprachigen Zuhörern nicht ganz entgehen zu lassen, mußte der Dichter die englische Entsprechung des frz. „*corn*“ bringen und durfte sich nicht mit einer mechanischen Übersetzung begnügen. ad δ) Das *Westir* des R. H. ist sicherlich die ältere Form, K. H. hat das noch heute gebräuchliche *Yrlande* für *Westir* wohl deshalb eingeführt, um zwischen *Westir*—*Westernesse* stärker zu differenzieren (s. u. Eigennamen). Die Bezeichnung *Westir* mußte jedem Agn. fremd und unverständlich sein und schien daher in graue Vorzeit zurückzuweisen. Andererseits beweist die Verwendung dieses Wortes im R. H. selbst, daß ein agn.

Dichter, also auch der Verfasser des von uns angenommenen agn. Mittelglieds (des Urhorn), sich nicht zu scheuen brauchte, ein solches Wort aus einer ags. Vorlage herüberzunehmen.

Es ist also kein zwingender Grund gegeben, für den R. H. eine direkte englische Quelle zu fordern. Die Charakteristik des agn. Versromans hat gezeigt, daß die offensichtlichen Erweiterungen und Verwässerungen die Kulturverhältnisse des westlichen Frankreich wiederspiegeln. Wir behaupten daher, daß Thomas eine agn. Vorlage benutzt hat und gehen dabei einig mit Schofield (l. c. 55): „There is no need to postulate as source of R. H. another poem than the French original of K. H.“

Das führt uns zu dem weiteren Teilproblem: Geht K. H. auf eine ältere englische oder agn. Fassung zurück? Für eine „ältere anglofrz. Bearbeitung der Sage“ als Quelle des K. H. treten ein Morsbach, Schofield, Deutschbein. Auch Ten Brink (l. c. I, 187) dürfen wir zu diesem Lager rechnen, wenn er schreibt: Alte einheimische Sagen wurden auch von normannischen Dichtern nicht verschmäht, deren Fassungen die englische Literatur wiederum beeinflusst haben. Morsbach (M₁ p. 298 ff.) führt die folgenden Argumente ins Treffen: Es gibt keine einzige me. Originalromanze; die stoffliche Abhängigkeit der Engländer gerade in der Epik; keine sagenhaften nationalen Züge, wie sie etwa im Brut sich finden; das höfische Element, verquickt mit mannigfachen germanisch-englischen Bestandteilen, läßt eher einen agrfz. als einen englischen Spielmann vermuten. Die Entwicklung stellt sich Morsbach so vor: Der in England verbreitete Sagenstoff wurde von französischen oder besser anglofrz. Dichtern aufgegriffen. Einem oder mehreren von diesen verdankt der Verfasser des K. H. nicht nur die Anregung, sondern auch den wesentlichen Inhalt. Er hat nicht viel Neues hinzugedichtet, das ist schon wegen der Kürze seiner Fassung wahrscheinlich. Neben diesen Gründen allgemeiner Art sind es vor allem die frz. Formen germanischer Eigennamen, welche für den agn. Ursprung des K. H. sprechen. Die nähere Untersuchung der Namenformen wurde einem besonderem Kapitel vorbehalten; es genüge hier, darauf zu verweisen und das Ergebnis vorwegzunehmen. Ailmar, Ailbrus, Cutberd, Suddenne, Arnoldin, Harild, Berild, Fikenild sind französische Namenformen bzw. nur in anglonormannischen Kreisen verständliche Mißbildungen germanischer Namen und weisen auf den Anteil hin, den die künstlerisch überlegenen Franzosen an der literarischen Ausbildung des Sagenstoffes genommen haben. Weiter fallen wörtliche Anklänge des K. H. an R. H. ins Gewicht, weil es z. Teil Ausdrücke sind, die im englischen Volk nicht geläufig waren, sondern erst durch Übertragung frz. Werke

direkt vermittelt wurden. Ein Beispiel: „Biurore me to kerue And of þe cupe serve“ (C. 233/4) und „Horn me seruira vi de ma cupe portant“ (R. H. 463). — K. H. steht bezüglich der starken Kürzung seiner frz. Vorlage nicht allein da. Auch der engl. Bearbeiter von Floris und Blancheflur tut das gleiche. McKnight (Mc., XI) weist treffend darauf hin, daß die Verschiedenheit der frz. und englischen Bearbeitungen dieser Romanzen zum großen Teil durch das verschiedene Publikum bedingt war.“ Morsbach (M., Sp. 2719), Schofield (l. c. 52) betont u. a. den frz. Charakter im Wortschatz, in Stil und Phraseologie des K. H. Die beste Hs. des K. H. hat 95 frz. Reimwörter (:1500). Schofield will auch im Metrum frz. Einfluß erkennen, wie dies schon früher Luick (l. c. 155) getan hat. Ferner scheint es mir aus stofflichen und kompositionstechnischen Gründen undenkbar, daß der K. H., der noch dazu im wesentlichen mit dem agn. Gedicht übereinstimmt, ohne eine normannische Redaktion so ausgebildet worden ist, wie er uns heute vorliegt. Deutschbein (l. c. 5) hat gezeigt (auch hier verweise ich auf ein späteres Kapitel: Komposition), daß die Ereignisse in Westernesne ein späteres novellistisches Einschubsel darstellen und auf Rechnung der Normannen gehen. Was liegt näher als die Verarbeitung der vom Kontinent einströmenden Spielmannsmotive auch einem literarisch bewanderten Anglonormannen zuzuschreiben?

Die gleichen Forscher, welche sich für eine englische Vorlage des R. H. einsetzen, verfechten die Hypothese einer älteren engl. Vorlage des K. H. Führer im Streit ist Hartenstein. Er bringt folgende Gründe (Hartenstein, l. c. 113 ff. u. E. St. XXXI, pp. 281 ff.): α) In der 2. Hälfte des 13. Jh., der vermutlichen Abfassungszeit des K. H., ist die Blütezeit des agn. Wesens. Die frz. Namenformen fallen nicht sonderlich auf in einer Zeit, da französische Sprache und Sitte tonangebend waren. β) Wenn das *Suddenne* des K. H. auf agn. Konsonantendehnung zurückgeht, wie kommt es, daß im agn. R. H. *Suddene* steht? γ) Das Reimargument für eine frz. Vorlage will Hartenstein dadurch entkräften, daß er 11 Stellen anführt, wo C. englischen Reim und O. u. H. oder eine dieser beiden Hss. frz. Reim aufweisen. Ferner finden sich 4 weitere Stellen, wo O. u. H. oder eine der beiden Hss. gegenüber C. einen andern frz. Reim enthalten. Wie dabei sein Gedankengang ist, darüber drückt sich Hartenstein nicht näher aus. Vermutlich meint er, daß diese französischen Reime nicht ursprünglich sind, sondern auf Kosten der Spielleute oder der Kopisten zu setzen sind. Demgegenüber ist daran festzuhalten, daß C. die älteste und beste Hs. ist und sicherlich dem Original des K. H. nahe steht, dessen Verfasser mit seiner frz. Vorlage gewiß frei geschaltet hat, aber

trotzdem nicht alle frz. Reimwörter ausgemerzt hat. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß H. und vor allem O. den Prozentsatz romanischer bzw. französisierter Wörter noch vermehrt haben. Das erklärt sich aber nicht aus den allgemeinen Sprachverhältnissen, sondern aus der Tatsache, daß die beiden Kopisten Anglonormannen waren. Wenn es weiter tatsächlich der Fall wäre, daß, wie Hartenstein (l. c. 118) behauptet, „der Prozentsatz der frz. Reimwörter dem des frz. Wortbestandes im Gedicht überhaupt, nämlich 2% nachsteht“, dann würde Hartensteins Argumentation ein gewisses Recht haben. Doch hier wird er mir völlig unverständlich, wenn er schreibt (l. c. 117): „Sollte man aber etwa behaupten, daß schon die Existenz von 95 frz. Reimen nur aus dem Vorhandensein einer frz. Quelle zu erklären sei, so ist erstlich zu bedenken, daß 95:1530 ein relativ nicht eben großer Prozentsatz ist, aus dem nicht viel zu schließen sein dürfte, sodann daß dieser Satz dem des frz. Wortbestandes im Gedicht überhaupt, nämlich 2%, noch nachsteht.“ (Hartenstein pp. 117—118). Ich möchte gerade den gegenteiligen Schluß ziehen. $95:1530 = \text{ca.}^1_{16} = \text{ca.} \frac{6}{100} = \text{ca. } 6\%$, auf deutsch, ein ganz erklecklicher Prozentsatz. Wie diese 6% frz. Reimwörter den 2% des romanischen Wortschatzes nachstehen sollen, kann ich mir nicht erklären. Wenn also die frz. Reimwörter im Verhältnis mehr sind als die frz. Wörter im allgemeinen, dann ist man versucht, an eine mechanische Herübernahme bei der Übertragung aus dem frz. Original zu denken. Allerdings ist zu beachten, daß frz. Reime viel bequemer und häufiger vorhanden sind als englisch-germanische. Ein Blick in Chaucers Reim-Index zeigt dies. Daß andererseits frz. Reime aus der Vorlage entnommen werden, ist oft zu belegen: z. B. Lydgates Danse Macabre (Angl. Beibl. XXXVI, p. 36). Morsbach gibt ferner zu bedenken, daß man die frz. Reime nicht nur wiegen, sondern auch wägen müsse, und führt als Beispiel *harpours:gigours* an. Zu Punkt a) zitiere ich Morsbach (D. Lit. Ztg.): „K. H. gehört noch der 1. Hälfte des 13. Jh. an“... „sollen wir annehmen, daß ein englischer Sänger schon in der 1. Hälfte des 13. Jh., wo man erst anfang, die frz. Romanzen zu kopieren und dem engl. Publikum mundgerecht zu machen, in einer im damaligen Sinn originalen echten englischen Erzählung die meisten Namen absichtlich französisiert hat, und zwar in einer Weise, die mit den Gepflogenheiten der Romanen bei der Anpassung derartiger Eigennamen merkwürdig übereinstimmt? Das wird man schwerlich glauben, zumal auch vieles andere auf eine frz. Vorlage unmittelbar hinweist.“ Ad β), zu der im R. H. abweichend überlieferten Namensform (*Suddene*) ohne die von Morsbach geforderte agn. Konsonantendehnung nach kurzem betonten Vokal ist zu bemerken, daß diese englische Namensform

buchstabengetreu in die gemeinsame Vorlage von R. H. und K. H. übernommen worden sein mag. Selbst im K. H. herrscht noch schwankender Gebrauch. C., die beste Hs., hat 2× *Suddene* und 2× *Suddenne*; dagegen zeigen die späteren und aus agln. Schreiberhand stammenden Hss. O. u. H. die durchgängige Schreibung mit dem Doppelkonsonanten.

Für die Annahme einer älteren engl. Vorlage des K. H. ist kein zwingender Grund erbracht. Wir entscheiden uns mit Rücksicht auf die literarischen Verhältnisse der älteren me. Zeit im allgemeinen, und wegen der frz. Namenformen, des Charakters der frz. Reimwörter und stofflicher Entlehnungen im besonderen, für einen agn. Urhorn, der nicht nur die Quelle von K. H., sondern auch von R. H. gewesen ist.

Horn Childe.

Wie verhält sich der nordenglische Hch. zu den eben genannten Dichtungen? Stimmings (l. c. 355) Ansicht, daß alle Fassungen direkt aus der Volkssage geschöpft hätten, also auch Hch., wird nicht mehr verfochten. Caro (l. c. 324 f.), der zum erstenmal alle 3 Fassungen Zug für Zug miteinander verglichen hat, stellte fest, daß neben selbständigen Zügen Hch. bedeutsame Berührungspunkte mit R. H. gegenüber K. H. aufweist, daß die direkten Beziehungen des Hch. zu K. H. ganz gering sind. Er nimmt daher für Hch. eine Vorlage an, die Berührungspunkte mit R. H. hat, diese gehe jedoch direkt auf die Volkssage zurück. Ähnlich folgert McKnight (Mc₁ p. XV): „Hch. rests not directly on popular tradition (*in boke as we rede*; es wäre auffallend, wenn ein Gedicht in der komplizierten Schweifreimstrophe unmittelbar auf die Volkssage zurückginge; das Gedicht ist zu ‚sophisticated‘), but more likely on an earlier version of the story which in its turn rests on a Northern tradition of the story.“ Hartenstein (l. c. 119 f.) urteilt ebenso: „Die selbständigen Züge sind teils lokalen Ereignissen zu danken, teils alte Sagenzüge der nordengl. Überlieferung. Hall (l. c. LIV) ist auch der Ansicht, daß die Hornsage im Volksmund in Nordengland verbreitet war. Am schärfsten widerspricht Schofield (l. c. 75): . . . „no independent stream of traditions concerning Horn“ . . . „a late and unwarranted combination of diverse traditions“. Sein Urteil hat besonderes Gewicht, weil er es war, der zuerst die Hafeolf-Episode als das erkannte, was sie ist, die Aufpflanzung eines fremden Reises auf den alten Stamm der Hornüberlieferung. Die sonst in Hch. enthaltenen ehrwürdigen Sagenzüge (Wunderbrunnen, Welandsschwert, Verräterpaar) sind altgermanische Motive, deren Alter keineswegs angefochten werden soll; jedoch mit

Rücksicht auf die Hornsage sind das sekundäre Elemente, jüngere Zutaten, und im Fall des Verräterpaares sogar störende Neuerungen, für die der Redaktor des Hch. verantwortlich zu machen ist, und die für die Hornforschung ausscheiden. Wir können also Hch. recht gut analysieren, ohne auf einen etwa vorhandenen nördlichen Überlieferungszeitpunkt der Hornsage Bedacht zu nehmen. Freilich „manchem mag die Neigung, statt sagengeschichtlicher literarische Zusammenhänge zu vermuten, bedenklich erscheinen“ (v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch II, p. 340). Drum schließen wir mit dem vorsichtig abwägenden Urteil Morsbachs (M, Sp. 2719): „Hch. braucht nicht eine im Norden Englands heimische Fassung darzustellen. Die selbständigen Züge können auf den Bearbeiter und seine Vorlagen zurückgehen.“

• Hind Horn und Horn Child.

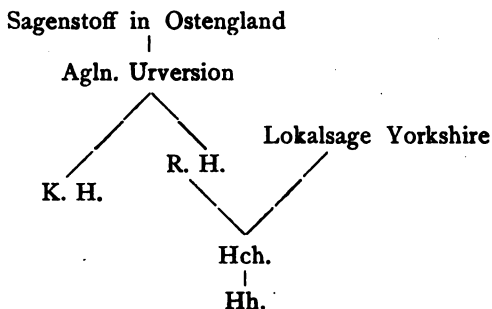
Bleibt noch Hh. Hier zeigt sich das gleiche Bild: die Forscher mit dem sagengeschichtlichen Temperament plaidieren für „keine Filiation“, darunter auch Child (l. c. 193), der verdienstvolle Herausgeber der Hind-Horn-Balladen. Bei volkstümlichen Balladen, die erst im 19 Jh. aufgezeichnet wurden, auf ununterbrochene Volksüberlieferung zu schließen, ist man gewiß berechtigt. Doch zeigen die Balladen 3 auffallende Berührungspunkte mit Hch.: a) Verfärbung des Ringes bei Untreue der Geliebten, β) hier beabsichtigte, dort vollzogene Entführung der Braut, γ) auffallende wörtliche Übereinstimmung der Endverse der Balladen ABC mit

Hch. IIII/12

*Now is Rimnild tuiis wedde
Horn brouzt hir to his bedde.*

Es bestehen zwei Möglichkeiten: Die gemeinsamen Züge sind seit Jahrhunderten unwandelbares Gut nördlicher Volkstradition und haben in den beiden zeitlich, räumlich und poetisch so verschiedenen Gedichten ihren literarischen Niederschlag gefunden, oder aber, was mir wahrscheinlicher ist, Schofield hat recht, wenn er sagt (l. c. 78): „Child who maintains that filiation must not needs be accepted, wrote at a time when origin and development of the saga seemed a hopeless muddle. There is no reason for postulating yet another English version in which earlier than in Hch. were introduced the features in which it and the ballads agree.“ Wir schließen uns jedoch auch hier dem bedächtigeren Urteil Morsbachs (M, Sp. 2720) an: Die englischen Balladen müssen nicht direkt aus der Volkssage geschöpft sein, sondern können direkt auf Hch. zurückgehen.

Der folgende Stammbaum faßt (abgesehen von dem obersten Glied, das im nächsten Kapitel behandelt werden soll) die gewonnenen Ergebnisse zusammen:



III. Ursprung und historischer Hintergrund der Hornsage.

Keine der erhaltenen Fassungen stellt den Urhorn dar. Hat nun Hartenstein (l. c. 126) recht mit seiner Behauptung, daß alle Untersuchungen über Ursprung und Wiege der Sage Hypothesen bleiben müssen, solange der Urhorn fehlt? Ich glaube nicht. Auf die Entdeckung des Urhorn werden wir vergeblich warten. Zudem hat die wissenschaftliche Forschung vielerlei Hilfsmittel, die für sich allein genommen zwar einseitige Resultate fördern, aber im wohlgeleiteten Zusammenspiel ein vollkommenes Bild entwerfen und Beweiskraft erlangen.

Solche Kriterien bieten uns vor allem die Werke selbst. Wißmann hat in seinen eingehenden Studien viel dazu beigetragen, die Stellung der beiden ältesten Horngedichte zueinander aufzuzeigen und den Vorrang des K. H. in sagengeschichtlicher Beziehung darzutun. Caro hat zum erstenmal die drei Fassungen miteinander verglichen und die allen dreien gemeinsamen Züge herausgestellt. Wir wären aber im Irrtum, wollten wir nun alle diese durch Übereinstimmung gesicherten Züge als von Anfang an zur historischen Hornsage gehörig betrachten. Die Wesensart der Motive ist eine verschiedene und läßt wiederum bedeutsame Schlüsse auf Ursprung und Herkunft zu. So gehört das Motiv vom Batolf-Lai dem zarten Reich der Minne an, hat novellistischen Charakter und weist auf die höfisch-ritterlichen Sitten, auf typisch mittelalterliche Kulturzustände;

der Sarazaneneinfall in Suddenne und Murris Tod versetzt in die rauhe Wirklichkeit, atmet den Geist einer Heroenepoche, der Wikingezeit, kann geschichtlichen Ursprungs sein und schildert dann einzelne Begebenheiten, ein ehemaliges Geschehen. Viele Züge lassen beide Auffassungen zu, und nur durch Berücksichtigung der Art ihrer Verwendung, des allgemeinen Charakters der Dichtung oder einzelner Bestandteile läßt sich entscheiden, welcher Kategorie sie zugeteilt werden müssen.

Komposition des K. H.

Dies führt uns zur Betrachtung des ganzen Gedichtes als Kunstwerk, als ästhetische Einheit; zur Untersuchung und Vergleichung der einzelnen Erzählungsabschnitte, zur Kompositionstechnik des Dichters. Hier gebührt Deutschbein das Verdienst, die Hornforschung um ein beträchtliches Stück vorwärts getrieben zu haben. Schon früheren Forschern ist die Parallele zwischen Horns Aufenthalt in Westernesse und seinem Exil in Westir (= Irland) wegen der Wiederholung der Motive und Namen aufgefallen. Wir bezeichnen die Westernesse-Episode mit A, den von Westir handelnden Erzählungsabschnitt mit B. Es gibt zwei Entstehungshypothesen: Deutschbein (l. c. 4) meint, „in der Hornsage sind zwei Varianten derselben Sage oder zwei einander ähnliche Sagen mit einander verschmolzen“; mit Rücksicht auf den rein novellistischen Charakter von A, den auch Deutschbein ausdrücklich betont, und wegen der Formen Westir-Westernesse-Westnesse, die ich an geeigneterer Stelle besprechen werde, möchte ich glauben, wir haben es hier mit einer der bei Spielleuten beliebten Verdoppelungen der Motive zu tun. Der Dichter der K. H. wendet sich an Hörer, die unterhalten sein wollten, und er verstand es, wie der Dichter des Rother, Wolfdietrich und Dietrich von Bern, in echter Spielmannsart zu verdoppeln, zu steigern und die Handlung immer reicher, verwickelter zu gestalten. Den Unterschied der beiden Varianten erkannte auch McKnight (PMLAA, Baltimore 1900, p. 232): „The earlier rescue scene is more dressed up, and represents the more modern version having much of the conventional frippery of mediæval romances and having been so expanded as quite to overshadow the story of exile and revenge.“ Deutschbein stellt fest, daß in der A-Variante die Liebe Horns zu Rimenhild den Mittelpunkt bildet, also novellistischen Charakter trägt, während „der Schwerpunkt der Variante B auf dem großen Kampf mit dem Sarazenenheere ruht; die Schilderung der Schlacht, besonders der Tod der beiden Königssöhne macht durchaus den Ein-

druck, als ob hier die Erinnerung an historische Ereignisse in der Sage ihren Niederschlag gefunden hätte. Die Variation B . . . ist ganz im Stil historischer Sagen gehalten . . .“ (Deutschbein I. c 5).

Im Aufbau der Handlung bedeutet die Variante A einen Riß. Die Eingangs- und Schlußformel (Ereignisse in Suddenne bei Murris Tod und Horns Rückkehr) steht mit der Variante A in keiner inneren Beziehung, während sich zur Variante B verschiedene Fäden spinnen. Da sind einmal die Sarazenenfälle in Suddenne, Westernesse und Irland. Während der zweite nur episodenhafte Bedeutung hat und nur eingeschoben zu sein scheint, um Horn als würdigen Werber um die Liebe Rimenhilds hinzustellen, gehören der erste und dritte Sarazenenfall insofern enger zusammen, als es dieselben Feinde sind, die seinerzeit in Suddenne eingefallen sind, und es Horn damit ermöglicht wird, die Vatrache zu vollziehen. Die Folge des hauptsächlich Horn zu verdankenden Sieges ist das Angebot Thurstons von Reich und Tochter unter Ausschaltung jeglicher Sentimentalität. Der Sarazenenfall in Irland ist also ein integrierender Bestandteil der Haupthandlung und gehört als solcher zum ursprünglichen Sagengut.

Weiter ist auffallend, daß die zwölf Gefährten Horns ihrem Führer nicht in die Verbannung folgen und auch nicht (mit Ausnahme des getreuen Apulf) an der Rückeroberung der eigenen Heimat teilnehmen. Auch hier klafft ein Riß zwischen der Variante A und den andern Erzählungsabschnitten. Die zwölf Gefährten sind ein stehendes Motiv in der altgermanischen Sage (Dietrich von Bern, Wolfdietrich, Siegfried, Charlemagne) und kennzeichnen sich hier als eine überflüssige Zutat einer späteren Zeit; denn abgesehen von Apulf u. Fikenhild begnügen sich alle mit der Rolle von Statisten.

Schließlich ist bemerkenswert, daß Horn die Rückeroberung seines väterlichen Reiches mit irischen Hilfstruppen (C. 1365/66 „*I com to Suddenne Wiß mine irisse menne*“ gelegentlich des Wiedersehens seiner Mutter) unternimmt, wo er sich doch in Westernesse großer Beliebtheit erfreut, und wo doch seine Gefährten die vornehmste Pflicht hätten, ihm beizustehen. Diese Zusammenhänge zwischen Eingangs- und Schlußformel und Variante B (Sarazenenfälle, Rückkehr mit irischen Hilfstruppen) einerseits und die isolierte Stellung der Gefährten Horns in der Variante A andererseits berechtigen zu dem Schluß, daß die Variante B ursprünglich ist, während die Variante A ein späteres Einschleusen ist. Dieses Ergebnis wird bestärkt durch den Unterschied in der stofflichen Behandlung und in den Eigen•namen der beiden Varianten.

Was bleibt nun vom ursprünglichen Sagegehalt übrig? Für die Herauspräparierung des historischen Kerns dürfen wir nur die

Eingangsformel, die Westir-Irland-Variante und den Schlußsatz verwenden. Dann ergeben sich folgende Motive: Der Einfall in Sud-denne, Murris Tod, das Aussetzen des Kindes (der Kinder) im Boot, gastfreundliche Aufnahme am Hof zu Westir-Irland durch Thurston, Horns dortige Dienstleistungen und (in Aussicht genommene) Belohnung mit der Hand der Königstochter und dem königlichen Reiche, Rückeroberung des väterlichen Reiches. Es ist klar, daß wir hier einen sehr geläufigen Sagentypus, den „Exile and Return Type“ vor uns haben, der im 11. u. 12 Jh. häufig begegnet (cf. Havelok, Olaf Tryggvason, die Jugendgeschichte des Tristan).

Es fragt sich in unserem Fall, ob unser Gedicht nur allgemeine Zustände der Wikingerzeit widerspiegelt und Gebrauch von einer in der Sagenkomposition üblichen Formel macht, oder ob und in wie weit es etwas Spezifisches enthält, auf bestimmte historische Begebenheiten und deren Träger zurückgeht. Hier hat die historische Sagenverglei-chung einzusetzen. Ihr wertvollstes Kriterium ist die restlose Ausnutzung des Namenmaterials.

Ortsnamen.

Wir betrachten zuerst die Ortsnamen, die, wenn etwas, wertvolle Fingerzeige zur Lokalisierung der Sage bieten.

Um Suddene hat sich eine große Kontroverse gesponnen. Die Überlieferung zeigt die folgenden Varianten: C. hat teils *Sud-denne* teils *Suddene*, H. stets *Sudenne*, O. nur *Sodenne*. Die Schreibung mit „nn“ ist nicht nur die bestüberlieferte, sondern auch durch öftere Reime als ursprünglich gesichert (: *kenne*, *menne*). Diese Form ist keine me. Entsprechung von ae. *Sūðdene* > *Suthdene* > *Suddene*, noch weniger nordisch beeinflußt, sondern eine frz. Form mit anglofrz. Länge *nn* für engl. kurzes intervokalisches einfaches „n“ nach kurzem Tonvokal. Wegen des *dd* bzw. *d* ist auch die Entwicklung des ae. *Sūþ-rige* > afrz. *Sudreie*, *Sureye* zu vergleichen (Morsbach M₁ p. 319). — Suddene ist Süddänemark. Ich trage kein Bedenken, den Ländernamen für den Völkernamen einzusetzen, obwohl Hartenstein (E. St. XXXI, p. 284 Fußnote) einen Gegensatz zwischem dem in Beowulf und Alfred erwähnten Völkernamen *Sūþ-dene* und dem Ländernamen des K. H. konstruieren will. Das gelehrte und literarische Mittelalter ist so mit lateinischer Kultur durchsetzt, daß die Gleichsetzung eines Länder- und Völkernamens nicht auffallen kann. Zum geographischen Begriff *Suddene* sagt Bremer, P. Gr. III § 112, p. 837: „Die dänische Sprache zerfällt in drei Mundarten: Schonisch, Seeländisch und Jütisch. Die Dänen der letzteren Gruppe nennt Ælfred Süddänen, die

der ersten beiden Norddänen. Diese Dreiteilung ist geschichtlich begründet. Die Jüten haben wahrscheinlich einmal einen besonderen, erst von den Dänen unterworfenen Stamm gebildet. Der alte Name für Jütland ist *Reiðgotaland*, ae. *Geotland* . . .“

Trotz dieser lautlichen wie geographischen Identität haben besonders die englischen Forscher (Ward, Hall, McKnight, auch Hartenstein) gegen die Lokalisierung von Horns Heimat in Süddänemark opponiert. Sie lokalisieren *Suddene* in Südengland und stützen sich dabei auf eine Form *Sudeine*, die Michel zuerst aus Geoffrey Gaimars „*Lestorie des Engleis*“ (1147—51) ausgegraben hat. Dort heißt es: „*Edelbrit fu feit reis de Kent et de Sudeine ensement*“ vv. 955/56. Dieses Sudeine erscheint in zwei anderen Hss. Gaimars als *Surrie*, *Suthrie*. Ward (l. c. 450 f.), der zudem es dahingestellt sein läßt, ob die Form nicht „a vague poetical designation“ darstellt, modifiziert das Surrey Michels zu einem Sussex (wegen der an der Meeresküste spielenden Ereignisse), meint aber dann, auch Dorsetshire entspreche der Situation sehr gut (Hornesbeorh auf der Insel Purbeck, Däneneinfall i. J. 787, dänischer Stützpunkt 876/77). Hall (l. c. LV) schließt auf Cornwall, das Land der Southern Damnonii (= ? *Suddene*).i

Die kühnste Hypothese stellt aber doch Schofield mit der Gleichung auf: *Suddene* = an. *Sudrey(ar)* = Isle of Man. Die Inselgruppe an der Westküste Großbritanniens (Hebriden, Isle of Man) wäre nach Schofield (l. c. 11 f.) von den Nordleuten regelmäßig *Sudreyar* im Gegensatz zu den nördlich gelegenen *Orkneyar* genannt worden. Die Singularform stimme auffallend zu der südenglischen Grafschaft *Sūth-r-ic*, die ihrerseits in Gaimar als *Sudeine* belegt ist. Also *Suddene* gleich Isle of Man. Eine solche Konstruktion ist schon wegen des eingeschlagenen Beweisverfahrens sehr wackelig, muß aber ganz zusammenstürzen, wenn ihm der Boden entzogen wird.

Morsbach (M., Sp. 2720) schreibt sehr temperamentvoll: „Und was kann man für die Gleichung *Sudden(n)e* = Südengland anführen? Absolut nichts, außer daß man bei Gaimar gefunden haben will, daß er die englische Grafschaft Surrey an einer Stelle *Suthdene* nenne. Das ist aber nicht der Fall. Der Text des Brit. Mus. hat an der betreffenden Stelle nicht einmal *Sūddene* oder *Suddene*, sondern *Sudeine* während die 3 andern Hss. ebenda korrekt *Suthrie* oder *Surrie* haben (McKnight XIX) entsprechend dem ae. *Sūðrige*. Dazu kommt, daß in der Hs. des Brit. Mus. an einer anderen Stelle, wo sich Gaimar auf dieselbe politische Einteilung bezieht, *Suthdreie* steht. Wer kann da noch zweifeln, daß das einmalige *Sudeine* bloßer Schreibfehler ist? Mit solchen und noch viel schlechteren Gründen hat man das etymologisch unanfechtbare *Sudden(n)e* = *Sūddene* zugunsten eines

völlig in der Luft schwebenden und sprachlich unmöglichen *Su-deine* = *Sudrize* (!) preisgegeben. Freilich auf dem Gebiet der Namen- und Sagenforschung ist man dergleichen ja längst gewöhnt.“

Es bleibt noch übrig, die Gegengründe zu würdigen, welche einer Gleichsetzung *Suddene* = Süddänemark entgegengehalten werden: α) McKnight (Mc₁, p. XVIII) meint, die lautliche Integrität sei zu auffallend, als daß die Gleichung stimmen könne. Allerdings unter dem Eindruck eines so wüsten Rätselratens, wie es oben gekennzeichnet wurde, muß eine so geringe Veränderung des Lautstandes als auffallend unkompliziert erscheinen. β) „The usual association of Horn with Havelok may perhaps have led critics astray in their judgments.“ McKnight sagt nicht, warum man bei der auffallenden Übereinstimmung von K. H. und Havelok eine anglodänische Sagengruppe ablehnen müsse. γ) Wenn Ward *Hornesbeorh* oder an anderer Stelle *Horningaden* „a valley near Steyning“ anführt, um in erstem Fall Dorsetshire, im zweiten Fall Sussex als Heimat der Hornsage glaubhaft zu machen, so kann man ebenso gut die in Kembles Codex aufgezeichneten, *Horn-* und vor allem mit *Horning-* zusammengesetzten Ortsnamen in Norfolk, Suffolk und Cambridgeshire als Argument für die im Osten Englands zu suchende Heimat der Hornsage verwenden. δ) Schofield (l. c. 10 f.) will folgende Schlüsse aus dem Text ziehen: (1) *Suddene* ist eine Insel (C. 1318); (2) im Westen liegend (*bi weste* v. 5); (3) 24 Stunden von *Westernesse-Bretaine*-Great Britain. (4) R. H. zeigt in gleichem Zusammenhang eine ähnliche Orientierung (*del norwest ventant*). Dazu ist zu sagen: ad (1) *yle* (*ille* C.) kann ein Reimflickwort sein, zudem ist die zitierte Stelle verderbt, cf. Hall, Kommentar: ll. 1315—22 bear evident marks of the scribe's distraction or weariness; ad (2) „*bi weste* in the language of the romances is often merely formal“ (Hall mit Belegen aus *Alisaunder*, *Ipomedon*); ad (3) McKnight führt 5 Stellen topographischer Natur an, die widerspruchsvoll sind, und kommt zu dem Schluß: „the ideas of direction and distance are very vague“; ad (4) Ähnlich dürfte es sich mit R. H. verhalten, dessen geographische Vorstellungen nicht in Great Britain, sondern in der Bretagne „mit der steilen Meeresküste“ daheim sind. Die Rimel von Bretagne wünscht sich in ihrer Liebesnot einen ins Land einfallenden Grafen von Peitiers als *deus ex machina*, usw.

Westir — Yrland; Westernesse — Westnesse.

Überlieferung: Im K. H. ist *Westir* durch *Yrland* ersetzt. — C. hat durchwegs *Westernesse*; O., H. stets *Westneese*, außer vv. 954 H. und 989, 1250 O., wo *Estnesse* steht.

Die Etymologie von *Westernesse* ist recht interessant und läßt verschiedene Deutungen zu. Morsbach (l. c. 320) sagt: „Im Ae. gibt es nur Zusammensetzungen bzw. Ableitungen mit *west-*, *westan-* (letzteres seltener). Dem entspricht das von O., H. überlieferte *Westnesse* genau (*ness*, *nyss* ist ein ae. suffix). *Westernesse* ist vielleicht Zusammensetzung aus *westerne* + *ness*, obwohl auch im me. sich nur Zusammensetzungen mit *west* finden“. Das zweite Kompositionsglied *-ness* hängt sicher mit ne. *ness* 'Vorgebirge' zusammen, das in seinem Vokal gegenüber ae. *næss* von an. *nes* (aus **nasjo-*) beeinflußt sein mag. Die Namen mit *-ness* sind charakteristisch für Kent, Sussex und Gloucestershire (Förster, Kelt. Wortg. p. 149). Deutschbein (l. c. 7) meint, es liege natürlich nahe, *Westernesse* mit *Westir* des R. H. zusammenzubringen, aber er sträubt sich, für seine Variante A. irgend ein nordisches Residuum zuzulassen. *Westernesse* ist nach ihm gut englisch. Das ältere ags. verwende in Ortsbezeichnungen z. B. nicht nur *suþ-*, *suþan*, sondern auch *suþor*, wofür einige Belege aus Sweet, OET und aus Miller, Place Names in the English Bede, angeführt werden, u. a. *Eastry* und *Westarham*. Er fährt dann fort: „Soviel ich sehen kann, sind Bildungen auf *-or* (*-r*) für Ortsnamen besonders beliebt im Südosten Englands (Kent, Surrey). In dieser Gegend muß auch die Hornsage bekannt gewesen sein, denn K. H. verlegt man in die Nähe der Hauptstadt.“ Allerdings gibt Deutschbein selbst zu, daß seine Belege nicht alle eindeutig sind, da manche der angeführten Ortsnamen auf skandinavische Gründungen zurückgehen. So sind Namen wie *Westerdale* (Caithness und Yorkshre), *Westerton* (Dumbarton und Durham) sowie *Westerkirk* auf nordischen Einfluß zurückzuführen. — Ich sehe nicht ein, warum man *Westernesse* nicht aus *Westir* ableiten soll. Nimmt man an, daß die A-Variante nicht auf eine englische Version der ursprünglich nordischen Sage zurückgeht, sondern der bloßen Freude des Spielmannsdichters an Wiederholungen, Verdoppelungen zu verdanken ist, wobei gleichzeitig differenziert werden mußte, um die Personen und Ereignisse auseinanderzuhalten und um nicht langweilig zu werden, so kann man sich dieses nordische Residuum in der durchaus jüngeren, novellistisch angehauchten und unnordischen Variante A gern gefallen lassen.

Aus der gleichen Differenzierungstendenz erkläre ich mir auch das *Yrlonde* für *Westir* in K. H. *Westir* — *Westernesse* wäre zu gleichlautend gewesen und hätte zu leicht Einblick gewährt in die Werkstatt des Dichters mit ihrem Requisit von technischen Kniffen. Auch war Irland dem englischen Zuhörerkreise vertraut. *Westir* war trotz seiner Einbürgerung im Afrz. weniger bekannt. Das beweisen auch

die Verse im R. H. „*Seignurs, or est Yrlonde, lors fu Westir nomee*“ (v. 2184). — Die Dublette *Westnesse* für *Westernesse* erklärt sich ebenso. „O. und H. haben das ihnen nicht völlig unverständliche, doch fremdartige *Westernesse* in eine ihrer Sprache zusagende Bildung *Westnesse*, abgeändert“ (Morsbach (M₁ p. 320). Man kann aber auch mit Ward (l. c. 450 Fußnote) vermuten, daß *er* vom Schreiber ausgelassen worden ist, der die gemeinsame Quelle von O. und H. schrieb, weil es in der Schreibvorlage mit * abgekürzt war. — *Estnesse* in den Versen: „*Ich seche from westnesse horn knight of Estnesse*“ L. 954/54 „ist nicht ursprünglich und scheint auf allzu spitzfindiger Reflexion späterer Sänger zu beruhen, die an *Westernesse* Anstoß nahmen, weil Horn doch aus dem Osten kam“. Vgl. dazu auch die die Parallelstelle in C.: *Iseche fram biweste Horn of Westernesse* (vv. 946/47).

An. heißt „England“ oft *Vestr-lond*. So bedeutet nach Zoëga, Dict. of Old Icelandic (Oxford 1910), *sigla vestr* „nach den britischen Inseln segeln“; vgl. auch an. *vestr-vegr* „Weg nach England“. Es ist nun sehr wohl denkbar, daß der agn. Urhorn *terre de Westir* las für an. *Vestrland*, liest doch Hs. C. des K. H. zweimal dafür *Westene londe*; dieses *Vestrland* verwandelte R. H. in *Westir* und K. H. in *Westernesse*, es volksetymologisch umdeutend in ‚westliche nase‘, weil der Engländer mit *Westir* allein nichts anfangen konnte. Diese Namensschöpfung war veranlaßt durch die Verdoppelung der Haupt-handlung in Irland und Westernesse. Infolge dieser Erweiterung der Erzählung mußte der Dichter natürlich auch geographisch differenzieren, dachte sich Aylmars Reich in England und gab ihm den Namen *Westernesse*, damit der Ausdruck auf einen westlichen Vorsprung der englischen Südküste passe. Wenn McKnight (M₁ p. XIX) dieses Neuland in Cornwall, dem klassischen Gegenstück zum Irland Tristans, sucht, ist nichts einzuwenden.

Schofield muß natürlich dieses *Westernesse* in das Prokrustesbett seiner Isle-of-Man-Theorie zwingen und sucht es im Wirral, einer Halbinsel zwischen Dee und Mersey. Doch wo ist diese Gegend sonst so genannt? Der Name mutet so allgemein an, daß man ihn kaum auf einen bestimmten Landvorsprung festlegen kann. Schofields Begriff „West Country“, das Land, das dem Logres des Tristan benachbart ist, durch das Gawain zog und Guinglain sein Sohn, deckt sich doch nicht ohne weiteres damit.

Reynes. — Horns Rivale in der Werbung um Rimenhild ist *King Modi of Reynes* (C. 951), *kyng mody of reny* (O. 994), *kyng Mody of reynis* (L. 959). Die Form kommt im K. H. nur einmal

vor. Im („älteren und mehr literarischen“) R. H. ist fünfmal *Freynes* mit Anfangs-*F* belegt und einmal die Form *Fenice* (l. 3959). *Reynes* ist offenbar eine verderbte Form. Wissmann (Wi., p. 49, v. 975) und Morsbach (M₁ p. 313) geben hier L. recht und emendieren *Reynis* (: *enemis*). Schofield (l. c. 15) urteilt: „The form *Fenice* (l. 3959) accounts for the form of which the English is a corruption.“ Ich möchte eher die Formen *Freynes-Reynes* in irgend einen Zusammenhang bringen. Da Schreiber eher auslassen als hinzufügen, scheint es mir möglich, daß *F* des R. H. ursprünglich ist, zumal auch die einmal belegte Variante im R. H. mit *F* beginnt. Es ist daher müßig, auf die im K. H. überlieferte, verderbte Form etymologisch einzugehen, wie dies Morsbach tut, der ae. **rezn*—*is* und an. **rezn* + *iss* („Götter-Eis“) ansetzt, um dem „vielleicht germanischen (wirklichen (oder fingierten) Ortsnamen“ gerecht zu werden. Der historische Kern der Hornsage wird jedoch durch diese Teilfrage nicht berührt, gehört doch König Modi und sein Reich zum novellistischen Abschnitt, dem wir ohnedies authentischen Wert für den geschichtlichen Teil der Hornsage absprechen.

Ich kann mir dennoch nicht versagen, das Rätselraten, das sich an diesen Namen angeschlossen hat, hier kurz zu verzeichnen. Paulin Paris (Hist. litt. XXII, 563) schließt auf Finnland, Hall (l. c. LV) auf Rennes (Bretagne), Schofield (l. c. 16) auf Furness, eine Gegend in Lancashire, die nördlich der Morecambe-Bucht liegt. Die 1127 gegründete Abtei von Furness soll im 12. Jh. über die Kirche von Man die Oberaufsicht geführt haben. Die benachbarte Gegend Cartmel wurde 677–85 St. Cuthbert verliehen, welch letzterer Name dem Helden in K. H. als Pseudonym dient; jedoch findet sich keine Erwähnung jenes Namens im Domesday Book. Außerdem ist *Cuðberht* ein gewöhnlicher ags. Name und auch in andern Gegenden geläufig gewesen. Weiterhin ist fraglich, ob angesichts der späteren Winkingereinfälle, die Schofield selbst anführt, um das Fehlen des Namens im Domesday Book zu erklären, das Wirken jenes Cuthbert sich in der Tradition erhalten hat. Schofields weitere Argumente, daß *Freynes* am Meer und in der Nähe von Rimenhilds Heimat liegen müsse, da Horn erst dorthin geht, um seine Freunde in ihre neuen Reiche einzuführen, fallen bei der dokumentarischen Unzuverlässigkeit der Romanzenpoesie nicht ins Gewicht.

Store ist zweimal in H. und je einmal in C. und O. belegt. Die Variante liest in beiden Fällen *ture* für *sture*. Die zwei Stellen lauten: „*Aylmar rod bi sture, and horn lai in bure*“ C. 685/86, und „*Hornes ship atstod in stoure under fykenildes* (: *Rymenhilde*, C.) *boure*“ H. 1455/56. Schofield (l. c. 18) stellt dieses *store* zu an. *stór á* (d. i.

großer Fluß), eine Form die in dem Fluß *Stor aa* in Dänemark belegt sei. Er sieht in *Store* den Fluß *Mersey*, „weil er der Situation (d. h. seiner Isle-of-Man-Theorie, der Verf.) passe“ und will so *store* als Gattungsnamen fassen, wobei ihm auch das häufige Vorkommen des Namens in England als Argument dient. Es gibt allerdings 5 Flüsse auf *Stour*, und zwar in Kent, Essex, Staffordshire, Worcestershire und Dorsetshire. Mutatis mutandis kann man ihm aber mit Förster (Der Name der Donau, l. c. 16) entgegenhalten, daß erfahrungsgemäß „die Mehrzahl der englischen Flußnamen keltisch ist, und so darf a priori auch hier mit einer keltischen Etymologie gerechnet werden“. Förster, der in einer längeren Fußnote (ibid., Anm. 1) die wichtigsten englischen Flußnamen eingehender untersucht, konstruiert für ne. *Stour* aus ae. *Stur* ein abrit. **Stūr-ā*, das einen Anhalt fände an dem norddeutschen Flusse *Stuhr* (Zufluß der Weser; mhd. *Stüre*) und den zahlreichen norditalienischen Flüssen namens *Stura* aus agall. *Stūra*. — Das Vorkommen des Flußnamens *Stour* in Kent und Essex ist im Verein mit den später zu entwickelnden Argumenten eine wertvolle Stütze der Annahme, daß das Verbreitungsgebiet der Hornsage Ostengland ist.

Es wird allgemein erkannt, daß die meisten im R. H. genannten Ortsnamen fantastische Ausschmückungen sind, die für die Lokalisierung der Sage ausscheiden. Einige wenige Namen wollen manche Forscher dagegen ausnehmen. Wir möchten prinzipiell auf die Einleitung zu diesem Kapitel verweisen, wo wir der Methode Caros, für die Rekonstruktion des Urhorn nur die den Fassungen gemeinsamen Sagenzüge heranzuziehen, im allgemeinen zustimmen. Hier wird es sich also zeigen, ob man auch darüber hinaus sichern Boden gewinnen kann.

Ardene ist der Zufluchtsort Samburcs, der Mutter Horns. K. H. hat dafür „*under a roche of stone*“ C. 73 und „*in a roche walle*“ C. 1384. Deutschbein (l. c. 25) sieht hier eine charakteristische Erscheinung des Wikingerzeitalters. Jocelin in seiner Vita Patricii schildert, wie „in jenen Tagen fromme Männer (Sancti) sich in Höhlen und Schlupfwinkeln gleichsam wie unter der Asche versteckte Kohlen vom Angesicht der Heiden fernhalten mußten, welche sie jeden Tag wie Schlachtschafe zu Tode marterten“. In *Ardene* sah Michel (l. c. 420) die Ardenennen, „vaste pays sur la frontière de la France et de l'Allemagne“. Mettlich (l. c. 34 Anm. 1) meint, *Ardene* sei im Gegensatz zu *Suddene* gedacht, Schofield (l. c. 19) entdeckt, daß „*Ara*“ eine „Höhe“ in der Manx-Sprache bedeutet, und eimmt Analogiebildung nach *Sudene* an. Hartenstein (l. c. 29 Fußnote) verweist auf den Forest of Arden, der auch im Guy of Warwick eine Rolle

spielt. Die Anschauung Hartensteins ist am wahrscheinlichsten; der Engländer hat sicher am ehesten an den damals großen *Arden*-Wald in Warwick gedacht, der schon 1199 als *Arden* belegt ist.

Costance ist der Landungshafen der Piraten (C. 1325 im R. H. liest: „*a un port ariuerent kom apele Costance*“). Damit ist wohl *Coutances* in der Normandie gemeint. Schofield (l. c. 19) scheint den Namen für einen Bestandteil der historischen Hornsage zu halten, denn er bemüht sich, damit Garston on the Mersey zusammenzustellen. Der Name sei geändert „for the sake of rhyme and to make it look French“. Der Name ist jedoch augenscheinlich eine jüngere Zutat des Dichters Thomas.

Angou (v. 1737), dessen Graf von Horn unterworfen wird, ist *Anjou* und nicht *Angul* > *Angles(y)* (Schofield l. c. 20).

Lions (vv. 3956—57) wurde auch auf der ganzen Landkarte gesucht. Michel (l. c. 441) entscheidet sich für *Lyon*, Mettlich (l. c. 34, Anm. u. 42) für *St. Paul de Léon* in der Bretagne. Schofields (l. c. 20 f.) Gleichung ist interessant:

Castra Legionum $\left\{ \begin{array}{l} \text{Caer Lleon (Welsh)} \\ \text{Lwgeceaster, Cester, Chester.} \end{array} \right.$

Das in diesem Zusammenhang genannte Benediktinerkloster St. Martin weist Schofield an Hand des Geschichtsschreibers von Cheshire Ormerod (ed. Helsby) auch für Chester nach. Doch Benediktinerklöster und St. Martinskirchen waren in jener Zeit sicher keine Seltenheit, so daß solche Belege eine ganz untergeordnete Rolle spielen. Man ist versucht zu fragen, wie der normannische Dichter dazu kommen sollte, das dem Osten Englands unter dem anglierten Namen bekannte Chester mit einem keltischen Namen einzuführen. Am ehesten stammt der Name wohl aus dem *Lyonesse*, *Carlion* usw. der Arthursage, das man aus Galfrid von Monmouth kannte. In heutigen Ortsnamen der britischen Inseln kommt Lyons nur in den Verbindungen *Lyons House* (Kildare, Ireland) und *Lyons-hall* (Hereford, s.-ö. v. Kington) u. ä. vor. — Die Verbergung der Mannschaften im Walde „*under wude side*“ C. 1024, jenes stehende Motiv der mittelalterlichen Brautwerbungs- bzw. Entführungssage (ich erinnere nur an die Salomosage, Rother II, Wolfdietrich B., Gudrun), erkennt Schofield vollkommen, wenn er diese Stelle auf die Umgegend von Chester anpassen will: „The land about Chester was formerly thickly wooded.“

Die Ausbeute der Ortsnamen zur Gewinnung von Anhaltspunkten für die Lokalisierung der Hornsage ist fürwahr spärlich. Trotzdem genügt das Material, um vom Ort und Gang der Hand-

lung sowohl, als auch vom Ursprung und der Entwicklung des Sagenstoffes ein klares Bild zu bekommen. *Suddenne* — *Westernesse* — *Westir*; *Süddänemark* — *Cornwall*, *Bretagne* — *Irland* sind die Etappen der Erzählung. Wie die Sage mit ihrem nordisch-dänischen Ausgangspunkt dazu kommt, in Ostengland heimisch zu werden, will ich weiter unten darzulegen versuchen. Die Namen *Suddenne*, *Westir* weisen auf den dänischen Ursprung der Sage hin, *Westernesse*, eine hybride Namenbildung weist auf den Anteil hin, den die Engländer an der Weiterbildung der Sage genommen haben.

Über diese Namen hinaus läßt sich nichts Sicheres feststellen. *Freynes-Reynes* mag vielleicht schon dem Urhorn angehören, doch erlaubt die verderbte Form keine sichere Beweisführung. Die nur im R. H. enthaltenen Ortsnamen erweisen sich als jüngere Zutaten eines Anglonormannen. Der Versuch Schofield's, mit Hilfe dieses Namenmaterials die Topographie der Hornsage innerhalb der allgemeinen Grenzlinien zu vervollständigen, ist mißlungen: Der Charakter der später hinzugefügten normannischen Namen ist verkannt, wenn man glaubt, sie hätten der Hornsage von Anfang angehört und seien im nordwestlichen England bodenständig.

Personennamen.

Schofield (l. c. 6 Fußnote 3) macht Suchier zum Vorwurf, daß er seine Beweisführung über die „scene of action“ auf einer Betrachtung der Personennamen aufbaut „which ought not to have any weight in deciding the matter“. Gewiß ist es aus methodologischen Gründen angezeigt, die Personennamen vor allem für die Aufhellung des historischen Hintergrundes heranzuziehen, doch können Personennamen im Verein mit andern Argumenten dazu beitragen, den Ort der Handlung zu bestimmen. Historische und topographische Verhältnisse bedingen einander in der Sagensgeschichte, und Teilergebnisse, die sich aus ihrer gesonderten Betrachtung ergeben, müssen bei Aufstellung eines Gesamturteils ineinander aufgehen.

Die Personennamen zeigen in der engl. und frz. Fassung, abgesehen von den vier Hauptgestalten (Horn, Rimenhild, Modi und Fikenhild) große Verschiedenheit. Dieser „Widerspruch im Namenmaterial kann uns nicht befremden. Dichter und fahrende Sänger ändern Namen; das muß zu Widersprüchen und Inkonssequenzen führen. Spätere Bearbeitungen vermehren den Wirrwar“ (Morsbach M₁ p. 312). K. H. trennt sauber nordische und germanische Namen je nach dem Schauplatz der Handlung. Hingegen hat der R. H. „starke Umbildungen vorgenommen, die vielleicht zum großen Teil

auf Kosten des Sängers Thomas selbst zu setzen sind. Die Eigennamen im R. H. zeigen eine bunte Mischung und starke Entlehnungen aus dem Namenmaterial des Kontinents“ (Deutschbein l. c. 10f.).

Horn. Suchier (Gesch. d. frz. Lit. I. Aufl. p. 111) identifiziert Horn mit dem Wikinger *Horm*, über dessen Schicksal und Bedeutung weiter unten gehandelt wird. Schofield (l. c. 29 Anm. 1) betont, daß *Horn* ursprünglich ist, und daß es daher nicht nötig ist, an eine Umwandlung aus *Orm* zu denken. Als Belege nennt er a) den Vater Ingolfs, des ersten Siedlers auf Island, und ß) den Kapitän Olafs des Pfauen auf seiner Reise von Norwegen nach Irland (955—7), der *Orn* hieß. Das Wortspiel „*Drink to horn of horne*“ (C 1145) als Argument für die Ursprünglichkeit des Namens *Horn* auszuwerten, halte ich nicht für angebracht, da es in der novellistisch gefärbten, jüngeren Variante A vorkommt inmitten einer Anzahl von Spielmannsmotiven. Der Name war sicherlich in England sehr gebräuchlich. Das beweisen die vielen Ortsnamenbildungen mit dem Kompositionsglied *Horn-* und *Horning*, wogegen *Orm* in Ortsbezeichnungen bedeutend seltener ist (nur *Ormsby*, *Orm's Head*, *Ormskirk* und *Ormside*, vgl. auch Hartenstein, l. c. 133). Es lassen sich noch heute an Hand von Gazetteers ungefähr 39 Ortsnamen mit *Horn* nachweisen. Daß sie auch auf das ehemalige Verbreitungsgebiet der Hornsage verteilt waren, zeigen folgende Belege aus Kemble's Codex Diplomaticus (London, 1839 ff. VI. vol.): *Horningga* 11. Jh. = *Horning*, Norfolk; *Horninggeshøð* in Suffolk; *Horningasce* (ne. *Horningsea*) in Cambridgeshire. — Bei Lind (Norsk-isländska Dopnamn, Uppsala 1915) finden sich nur die Komposita an. *Hornbord*, *Hornnefia*, *Hornúlfr*, wozu natürlich auch Kurznamen möglich sind. Doch sind wir vielleicht mit Schofield (l. c. 29 Anm. 1) berechtigt, das an. Horn *(<Harnu-) bzw. Orn heranzuziehen, letzteres deshalb, weil der Anfangsbuchstabe *H-* je nach Belieben der Schreiber hinzugefügt oder weggelassen wurde. Für die erstere Form finden sich bei Lind Sp. 608 u. a. folgende Belege: *Horn* (Edda Snorra Sturlusonar), *Hornn* (Flateyjarbok) *Hörn*, *Horn*, *Haurn*, *Hæn*. In der Schreibung *Orn* sind im Landnamabók (Udg. af det Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab, Copenh. 1909, p. 403) zehn Personen verzeichnet. Es wäre daher wohl denkbar, daß der Name *Horn* unseres Gedichtes nordischen Ursprungs ist und lautlich mit dem in England beliebten, zu got. *haurn* zu stellenden Eigennamen *Horn* zusammengefallen ist.

Aþulf. C. u. H. haben *Aþulf* (*Haþulf* C. 25), O hat stets die französische Form *Ayol*. Gegenüber Schofield, der entweder ags. *Aþulf* oder an. *Auþulfr* (belegt in Landnamabók) zugrunde legt, betont Morsbach (M₁ p. 308)

den ausschließlich ae. Ursprung: **Apel(w)ulf* > *Apulf* (*æp* für *æpel* bei folgender Liquida *l*; *æðel*, *aðel* erklärt sich als Suffixabstufung). Deutschbein (l. c. 8), der einerseits zugesteht, daß *Apulf* ein gut englischer Name ist, möchte andererseits dessen Vorkommen auch im Anord. wahrscheinlich machen. An. *Ólfr*, *Aulfr* setze ein **Adwulfr* voraus, nur sei die letztere Form bloß für die ältere Sprache zulässig. *ð* (+ *w*) schwinde nicht vor dem 8. Jh., muß aber spätestens im 9. Jh. gefallen sein. Deutschbein will den Nachweis führen, daß die Variante *B*, in der außer *Apulf* nur Namen begegnen, welche sich leicht als nordisch erweisen lassen, bis in so frühe Zeit (9. Jh.) zurückverfolgt werden kann. Dazu wollen wir später Stellung nehmen. *Apulf* ist für uns ein gut englischer Name.

Arnoldin ist zweimal in allen Hss. belegt und vor allem durch Reim auf „*casin*“ gesichert. Das dem germanischen Namen hinzugefügte Suffix *-in* ist frz. Ursprungs (Björkmann, l. c. 24 f.). Schofield (l. c. 32) führt das an. *Arnaldr* (dän. *Arnald*) an. Doch hat sich späteres *Arnold* nach Björkmann (l. c. 30 Anm. 2) nicht spontan daraus entwickelt, sondern ist auf deutschen Einfluß zurückzuführen. Morsbach (M₁ p. 314) und Deutschbein (l. c. 6) erklären sich für engl. Ursprung: (ae.) *Earnwald*, **Earnwold* > *Arnold* (me.). Dies scheint mir am wahrscheinlichsten. Bardsley, Dictionary of English and Welsh surnames, belegt *Arnold* als Familiennamen in Kent im Jahre 1273. Der Name begegnet in der A-Variante.

Fiken(h)ild — Fykel(es) — Wikle (R.H.). *Fikenhild* ist durch Reim auf *child* und *Rimenhild* gesichert. Auch rhythmisch paßt dieser Name ganz gut in den Vers, [*nh*] bewirkt keine Positionslänge, die Mittelsilbe ist daher synkopierungsfähig, der Nebenton auf *-hild* muß somit nicht notwendigerweise einen Takt ausfüllen. Hs. H. liest an einer Stelle (v. 1256) *Fykeles* (gen.) und zeigt hier eine der drei Beziehungen zum Namenmaterial des R.H., wo der Verräter *Wikle* heißt. Diese Form läßt sich als frz. Abkürzung bzw. Umbildung unter volksetymologischer Anlehnung an me. *fikel* 'betrügerisch' (ne. *fickle*) erklären, cf. *Rimel* neben *Rimignil* für *Rimenhild*; oder aber es hat auch einen englischen Kurznamen *Fikil* gegeben, s. Searle (l. c. 241). — Etymologisch stellt sich *fiken* — zur Sippe von ae. *ficol*, *gefic*, *befician* und me. *fikenung* 'Betrug'. Der Stamm fehlt im Nordischen.

Die auffallende Bildung eines männlichen Eigennamens auf *-hild* bestimmte Schofield (l. c. 33), *Fykel(es)* für die bestüberlieferte Form zu erklären, doch schließe ich mich Morsbach (M₁ p. 314) und Deutschbein (l. c. 7) an, welche diese auffällige Namenbildung auf anglonormannische Kreise zurückführen, die mit der germanischen

Wortbildung nicht ganz vertraut waren. „Namensform und, wie wir hinzufügen können, die ganze Figur des *Fikenhild* verdankt ihren Ursprung den Franzosen“ (Deutschbein l. c. 7). *Fikenhild* ist zwar nicht auf die A-Variante beschränkt, doch stets entweder durch Leitmotiv (*Apulf was þe beste and fikenylde þe werste*, C. 27/28) oder durch Traum oder derartige Motivierungen auf die in der Westernesse-Variante sich abspielenden Ereignisse bezogen.

Murry — Allof (H.) — Aaluf (R.H.). C.: *Murry, Murri*. O.: *Mory, Morye, moye, moy* (Französisierung und Verderbnis). H.: *Allof* (dreimal, und zwar im 1. Teil des Gedichtes); *Murry* zweimal im 2. Teil des Gedichtes, wo es überdies durch Reim (: *sturdy, hardy*) gesichert ist. In der letzteren Stelle wird Murry als Verwandter Horns genannt: *And stowen kyng Murry Hornes cunesmon hardy* (H. 1345). „Offenbar versucht der Schreiber von H hier die enge Verwandtschaft von *Murri* und *Horn* zu verschleiern. Die anderen Hss. haben hier bei fast wörtlicher Übereinstimmung *fader*.“ (Ward l. c. 466). Morsbach (M₁ p. 312) weist einen Beleg für die Form *Murri* im altdän. nach. Aber der Name ist nordisch nicht erklärbar (aus *Mōrekr* für **Mōðrekr*!). Im ae. kommt er nicht vor. Soll man an gäl. *Maray* denken? Schofield (l. c. 30) sieht in dieser Namensform überhaupt keine Person, sondern deutet sie als „the ancient district of Moravia“. Er konjiziert in einem angenommenen frz. Originaltext: „*De Moroif Aalof li reis*“, das er mit „of Murieue king Aalof“ ins Englische übersetzt. Bei der Übertragung sei *Aalof* verloren gegangen. Agäl. ist der Name belegt als *Muireb* (1085) und *Muref* (ca. 1200) und ist auch bei Galfrid von Monmouth genannt (*Murefensis*). Schofield führt dann historische Beispiele von Herrschern an, die gleichzeitig über Man und Moray regiert hätten, so König Godred Crovan (11. Jh.) und Thorstein (9 Jh.), Sohn des nordischen Königs von Dublin, Olaf des Weisen. Er ist auch hier offensichtlich bemüht, seine Isle-of-Man-Theorie zu stützen. Selbst wenn alle lautlichen und metrischen Bedenken gegen die obige Konjekture des Verses: *of morye the kinge* (C. 4) fallen gelassen werden, so bleiben vor allem noch die Stellen, in denen H. selbst *Murri* nicht nur bewahrt hat, sondern von ihm auch als *kyng, hornes cunesmon* spricht. Nun werden zwar Land und König oft vertauscht, und bei *Moray* handelt es sich ferner um eine Grafschaft in Schottland, die ein Engländer oder Anglonormanne kennen konnte; doch ist zu bedenken, daß nicht einmal in der Irland-Episode unsres Gedichtes keltische Namen vorkommen, und auch einige Formen germanischer Namen, die Deutschbein aus dem Keltischen erklären will, lassen sich ebenso gut als französische Formen auffassen. — Grueber (A Cata-

logue of English coins in the Brit. Mus. Anglo-Saxon series, ed. H. A. Grueber and C. F. Keary, vol. II, Lond. 1893, p. 332) verzeichnet einen Münzernamen *Morre* aus der Zeit Eduards des Bekenners, cf. auch Redin, Uncompounded Personal Names in OE. Uppsala 1919, p. 128). — Schießlich käme vielleicht ein afrz. **mori* = nfrz. *Maury* in Betracht, das eine Kurzform von *Amaury* (< andd. *Amalric*) darstellt.

Der R. H. hat *Aalof*, das meist dreisilbig zu lesen ist (Schofield l. c. 30 Anm. 1, Morsbach, *M*₁ p. 311), und dessen zweisilbige Form zu *Aluf* oder in anderer Schreibung zu *Allof* (H. des K. H.) führt. Schofield (l. c. 30) und Hartenstein (l. c. 132) leiten den Namen aus dem nord. *Anlaf*, *Anelaf* > *Óláfr* ab. Doch spricht m. E. die Dreisilbenzahl von *Aalof* gegen diese Gleichsetzung. Die etymologische Ableitung Suchiers (l. c. 114) und Morsbachs (*M*₁, p. 311) ist wahrscheinlicher. Danach ist *Aaluf* nichts anderes als eine französierende Form des engl. *Æpel(w)ulf* oder **Apal(w)ulf*; wegen Ausfall des *p* siehe auch Zachrisson (l. c. 105). Weniger überzeugend ist Deutschbeins (l. c. 11) Ansicht, daß auch ahd. *Adalulf* zugrunde liegen könnte, wobei er als Parallele frz. *Aaliz* < ahd. *Adelheid* anführt.

Murri ist also vielleicht ein adän., ostskandin. Name und begegnet in der Eingangs- und Schlußformel des K. H. Die Entsprechung *Aalof* (R. H.), auf die auch *Allof* (H.) zurückgeht, ist die Französisierung eines englischen Namens.

Ailmar. Wissmann hat in seinem kritischen Text *Æpelmar* emendiert. Diese Form schien ihm ursprünglicher. Doch ist sie in keiner Hs. überliefert. Morsbach (*M*₁ p. 304) betont, daß schon aus metrischen Gründen ein dreisilbiges *Æpelmar* zu verwerfen ist, denn die letzte Silbe müßte bisweilen trotz ihres starken Nebentons in der Senkung stehen, mithin das dreisilbige *Æpelmar* nur einen Takt ausfüllen. Dies ist bei Dreisilbigen des Typus $\acute{x} \times \grave{x}$ nur möglich, falls die Mittelsilbe synkopiert werden kann. Dagegen kann das zweisilbige *Ailmar* je nach Bedarf einen oder zwei Takte ausfüllen. *Aylmar* ist also gesichert. Es ist eine französierende Form des ae. *Æpelmar*. Das intervokalische stimmhafte *p* (ð) ist im Frz. entweder ausgefallen und dann oft zur Vermeidung des Hiatus durch *g* ersetzt: *Æpel* > *Æil*, *Ægel*, *Æigel*, s. auch Zachrisson (l. c. 103). Das häufige und späte Auftreten dieser Formen ist nach Morsbach (ebd.) ein Beweis, daß wir es mit einer französischen Form zu tun haben. *Mār* für *mōr* kann in unserem Gedicht südöstlicher Mundart entsprechen oder Kürzungsprodukt sein. Schofield macht (l. c. 34) darauf aufmerksam, daß kein großer König je diesen Namen trug. Ein Häuptling erhielt im Lauf der Zeit die romantische Bezeichnung

König. McKnight (Mc₁ p. XIX) sagt, der Name ist im Süden Englands häufig; Ward (l. c. 449) hat dies schon früher ausgesprochen: „Hardly any name south of the Trent was more common.“ Er nennt dann insbesondere zwei Aldermen von Devon, die auch in Cornwall ihren Einfluß geltend machten. „The one is represented in the Parochial History of Cornwall as having held the royal manor of Trematon in 930. The other joined Sveyn 1013 at the head of the western thanes.“ — Wir stellen fest: *Ailmar* ist die französierete Form eines im Süden häufigen englischen Namens. *Ailmar* ist König von Westernessee.

Ailbrus. *-brus* ist in allen 3 Hss. durch Reim gesichert. H. hat stets *Æpelbrus*, O. stets *Aylbrou*s, C.: 9× *Apelbrus*, 3× *Aylbrus*. Dies ist die einzige größere willkürliche Änderung der Eigennamen in C. Morsbach (M₁ p. 306) glaubt, daß in C. ursprünglich *Ailbrus* gestanden hat, da Dubletten vom Dichter hätten vermieden werden müssen, um Verwirrung beim Publikum zu vermeiden, und dann das metrische Argument in einigen Fällen für *Aylbrus* spreche. Die Form *Æpelbrus* gehe auf Anglisierung englischer Schreiber oder Spielleute zurück. Das konstante *Aylbrou*s von O. erlange erst im Verein mit dem metrischen Argument Beweiskraft, da O. nachgewiesenermaßen die schlechtesten Schreibungen hat und eine stärkere Neigung zu Französierungen (cf. *Ayol*) zeigt als C. u. H. Morsbach möchte ein an. **Adalbrüss* bzw. ae. **Æpelbrūs* dem französiierten *Ailbrus* zugrunde legen. **-brus* ist jedoch nirgends belegt. Morsbach stellt es mit adän., aschwed. *Brüsi* (an. *brüsi* "Ziegenbock") zusammen. Mir leuchtet Wards (l. c. 455) und Schofields (l. c. 35) Ableitung vom ae. *Æpelberht*, *Æpelbert* mehr ein. Bei Gaimar finden sich die frz. verderbten Formen *Adelbrit*, *Adelbrut*. Das zweite Kompositionsglied *-brut* mag dann infolge analogischer Einwirkung *bruts* geworden sein. Die Weiterentwicklung dieses afrz. Nomin. *-t-s* (= *z*) zu *s* mag in unserem Fall durch Reime wie *Æpelbrus*: *hus* (C. 225/6) begünstigt worden sein.

In *Ailbrus* sehen wir demnach die französiierte Form eines ae. Namens *Æpelberht*. *Ailbrus* ist Haushofmeister am Hofe zu Westernessee.

Reynild — Ermenild — Rimenhild. Die Königstochter zu Westernessee heißt *Rimenhild*. C. hat fast immer *Rymenhild*, H. gewöhnlich *Rymenild*, O. vielfach Entstellungen des Namens wie *Reymyld*, *Reymnyld* (letzteres eine Art Zwischenstufe). *Rymen(h)ild* ist gesichert durch C. und durch Reim auf *child*. Die frz. Formen *Rimiñnil*, *Rymel* finden sich nicht in K. H. Die synkopierte Form *Rimnild* (< *Rimen(h)ild*) findet sich erst im späteren Hch., Wißmanns (Wi₁ pp. 86 u. 154) Emendation *Rimnild* ist abzulehnen. Auf *Rimen-*

(h)ild lassen sich die gleichen Betonungsgesetze anwenden wie auf *Fikenhild*.

Die irische Prinzessin wird nur zweimal genannt und heißt in O. u. H. *Ermenild*, in C. *Reynild*. Wir entscheiden uns mit Morsbach (M₁ p. 312) und Deutschbein (l. c. 6) und Ward (l. c. 453) für *Reynild* als die ursprüngliche Namensform. Diese Form ist ausschließlich in der ältesten und besten Hs. C. überliefert. Die in O. erscheinende Form *Reynylð* für *Rimenhild* möchte ich nicht mit der irischen *Reynild* unmittelbar zusammenbringen, also *Reynylð* nicht als eine beiden Prinzessinnen gemeinsame Form des Namens auffassen (Schofield l. c. 35), sondern aus der Nachlässigkeit bzw. Fortschrittlichkeit des Schreibers oder besser Sängers von O. erklären, der über die Zwischenstufe *Reymnyld* (O. 288) sechsmal zu *Reymylð*, *Reymild*, *Reymylde* (O. 388, 667, 298, 1533, 1056, 1075) und nur zweimal zu *Reynylð* (O. 1451, 1564) gelangt ist.

Die Entwicklung denke ich mir etwa so: *Reynild* war der ursprüngliche Name der Königstochter im historischen Kern der Hornsage. Als dann der Redaktor des literarischen Urhorn die Zerteilung der Irlandepisode vornahm, mußten auch die beiden Prinzessinnen differenziert werden, so zwar, daß nach dem berühmten Muster der beiden Isolde eine gewisse Rivalität schon in der Namensgebung zum Ausdruck gebracht wurde. Der Name *Ermenylð*, der sich dem Dichter vielleicht assoziativ aufdrängte, gestattete seinerseits mit Hilfe der Metathese (*Rimenhild*) eine so feine Nuancierung, daß das Verhältnis Horns zu beiden Königstöchteren nicht schöner gekennzeichnet werden konnte.

Die etymologische Betrachtung der drei Namensformen ist dieser Hypothese nicht entgegen. *Reynild* läßt sich ohne Schwierigkeit aus dem Nordischen erklären. Morsbach (M₁ p. 312) und Deutschbein (l. c. 6) weisen hier auf den Gegensatz zwischen westnord. *Ragnhildr* und ostnord. (dän.) **Reginhildr* hin und nehmen die letztere Form als die lautgerechte Entsprechung von *Reynild* an. Es liegt keine zwingende Veranlassung vor, zur Erklärung von *Reynild* irische Vermittlung anzunehmen, wie Deutschbein (l. c. 21) es tut, wenn er die erst „im 12. und 14. Jh. häufig in Irland“ begegnende Form *Raghnailt* (< *Ragnhildr*) heranzieht. **Regnhildr* hat sich spontan zu me. *Reynild* entwickelt. Geschichtlich begegnet der Name *Ragnhildr* in der Orrar-Oddssaga, wo *Ragnhildr* die Tochter Odds und einer irischen Königstochter ist. Auch sonst ist der Name sehr häufig, vgl. Lind l. c. Spp. 842 ff.

Rimenhild will Morsbach (M₁ p. 318) zu einem germ. gut bezugten *Rimhild* stellen. Doch findet sich *rim* (ae. *rīm*) als Kom-

positionsglied in ae. Namen nicht, außer vielleicht in *Rimgils*. Ferner gibt Morsbach selbst zu, daß von einem ae. *Rimhild* zu *Rimenhild* die Brücke nicht leicht zu schlagen ist. Ich möchte Schofield (l. c. 35) zustimmen, der *Rimenhild* als die metathetische Entsprechung von ahd. *Irminhild*, ae. *Eormenhild* auffaßt, wozu sich auch die dritte Form *Ermenyld* ohne weiteres stellt.

Zusammenfassung: *Reynild* ist nordischen Ursprungs und der älteste Name für die irische Königstochter. *Ermenyld* und *Rimenhild* gehen auf die gleiche Stammform *Irmenhild* zurück und sind Dubletten, welche der Dichter des literarischen Urhorn einführte, als er den Aufenthalt Horns am fremden Königshof verdoppelte und aus der Rippe der älteren *Reynild* ihre jüngeren Zwillingstöchter schuf.

Modi — Modin. *Mody* kommt je zweimal in O. u. H., *Modi* dreimal in C. vor. — Schofield (l. c. 36) erklärt den Namen für britisch und stellt ihn zu *Madudhan*, König von Ulster 940 und *Moddan*, Häuptling von Caithness 1017 (Orkneyingasaga). — Morsbach (M₂, Sp. 2719) lehnt Hartensteins (l. c. 132) Konstruktion einer Kurzform aus *Mōd-wine* und Searles *Mōding* ab, letzteren Namen, weil er zu spät bezeugt ist. Er selbst denkt an *Mōði* (Sohn des Gottes Þórr) und läßt die Möglichkeit offen, daß „auch *Modi* für *Mōði* franz. ist oder es wenigstens sein kann. *Modin* (R. H.) < *Modi* + *in* ist wohl Französisierung“. — Deutschbein (l. c. 7) urteilt hiezu: „Es ist fraglich, ob in *Mōði* ein wirklicher Name vorliegt; denn die Söhne Thors *Magni* und *Mōði* („Kraft“ und „heftiger Sinn“) können wir wohl mit Mogk (PGr. III², 359) erst als ein Produkt skaldischer Reflexion ansehen. Wir müssen wohl auch in *Modi(n)* einen westgerm. Namen erblicken. Vielleicht ist *Modun -in* (R. H.) = ahd. *Modoin*, *Moduni*, *Muatin[c]*, cf. Förstemann, Ahd. Namenbuch, Sp. 1121—1128. Der Wechsel von *-uni*, *-ini* in deutschen Eigennamen (Socin, mhd. Namenbuch p. 176/7) könnte auch die Existenz der Formen *Modun*, *Modin*, *Modi* (K. H.) erklären.“ — Graß (l. c. 10), der sonst überall bemüht ist, die Namen auf westgermanisch-festländischen, niederdeutschen Ursprung zurückzuführen, hat hier eine originelle Erklärung. „*Modi* ist überhaupt kein Eigennamen, sondern ein aus dem Romanischen stammendes Epitheton des Trägers, das später nicht mehr verstanden sein mag (< *maudit*) < *maledictus*.“ Doch ist unwahrscheinlich, daß ein [*mo : di*], dessen Lautform sich bis ins Neufranz. gerettet hat, später nicht mehr verstanden worden sein soll. Durch eine solche Annahme wird die im agn. R. H. erhaltene Form *Modin* nicht erklärt; Romanen hätten ein „*maudit*“ nie zu *Modin* verballhornt.

Modi — *Modin* ist kaum nordischen, sondern am wahrscheinlichsten deutschen Ursprungs. Die Gestalt ist der A-Variante eigen.

purston — Gudred. *purston* kommt in allen Hss. des K. H. zweimal vor (einmal im Reim auf *ōn*) und ist echt nordisch. Altwestnordisch entspricht *þorsteinn*, adän., aschwed. *þorstēn*; neben der Form *þor-* findet sich im adän. auch *þur-*. Im Altengl. ist ein Münzer *Thurstān* (Searle 579) belegt. Dieser Name, der Anglisierung im zweiten Teil zeigt, ist die Grundlage von me. *þurstȝn*. Man könnte auch an eine regelmäßige Entwicklung aus dem Adän. denken, wo Formen mit *-stān* im zweiten Kompositionsglied vorkommen.

Gud(a)red, *Gudret* des R. H. wird von Schofield (l. c. 33) und Deutschbein (l. c. 11) auf an. *Guð(f)roðr* zurückgeführt. Schofield sagt, dieser Name begegnet im norwegischen Königsgeschlecht von Westfold. Wertvoller ist der Hinweis Deutschbeins auf das mehrfache Vorkommen des Namens *Goth(f)riðh* in der bei Todd aufgestellten Stammtafel der sogenannten Hy Ivar, des berühmten Geschlechts, das im 10. Jh. Dublin beherrschte und „eine geradezu beherrschende Stellung in der Sagengeschichte einnimmt“.

Neben dem ursprünglichen *Gudred* begegnet im R. H. noch *Gudereche*, *Godereche*. Für diese Dublette führt Ward (l. c. 462) interessante Parallelfälle aus der nordischen Geschichte an: α) Saxo berichtet von dem dänischen König *Godfrey*, dem Zeitgenossen Karls des Großen: *Gotricus* qui et *Godefridus* est appellatus. β) Egil Skallagrimsson nennt den nordhumbrischen Grafen zur Zeit Æpelstans *Godrekr* und in anderen Hss. *Gudrodr*. γ) Der König von Man *Gudred* Olafsson † 1187 wird auch *Goderich* genannt (Strata Florida Brut).

Alle Forscher entscheiden sich für *Thurston* als den ursprünglichen Namen. Der König von Irland führt in beiden Gedichten einen skandinavischen Namen.

Harild — Berild (K. H.); Guffer — Egfer (R. H.).

Die Überlieferung im K. H. ist in allen 3 Hss. verschieden: *Harild* (C.), *Aþyld* (H.) *Ayld* (O.). Wissmanns kritischer Text liest: *Apild*; Mätzner und Morris halten an *Harild* fest. *Aþyld* und *Ayld* hält Morsbach (l. c. 308) für fehlerhafte Schreibungen oder durch mündliche Überlieferung verstümmelte Namensformen für *Harild*. *Ayld* mag überdies eine frz. Form für *Apild* darstellen, für das Morsbach wiederum ein *Æpelhild* ae. **Æpelhild* rekonstruiert, wobei allerdings das Kompositionsglied *-hild* für männliche Eigennamen auffällt, das sich gewöhnlich im Ae. oder Nord. nicht findet. Interessant dürfte an dieser Stelle eine Mitteilung Edward Schröders an Morsbach (zit. D. Lit. Ztg.) sein: „Diese und ähnliche mechanische Erweiterungen des ersten Kompositionsgliedes nach naheliegenden Ana-

logien sind für den Romanen eminent charakteristisch, und die Movierung germanischer Feminina zu Maskulina ist gerade auf rechtfränkischem Boden (und das wohl aus dem Normannisch-Französischen) gar nichts Seltenes.“ Wie dem auch sei, für *Harild* spricht jedenfalls der gute Name und die gute Überlieferung. Zugrunde liegt an. *Haraldr*. Deutschbein (l. c. 22) macht gelegentlich der Form *Harild* wieder einen Exkurs ins Irische, indem er *Arild* aus dem gen. der ir. Namensform *Aralt*, (mac) *Arailt* ableitet. Es soll nicht geleugnet werden, daß lautgesetzlich alles stimmt, aber ich möchte in *Harild* und *Berild* mit Morsbach (l. c. 307) „eher französisch umgetaufte Namenformen“ sehen, nachdem die Aufhellung des unbetonten Vokals fürs Nordische erst im 14. und 15. Jh. nachweisbar ist.

Über *Berild* ist „keine Sicherheit zu gewinnen“ (Deutschbein l. c. 6 Anm.), ein **Beraldr* ist nicht nachweisbar. Schofield (l. c. 34) zieht *Beroldus* heran. Es gibt tatsächlich ein afrz. *Berolz*, d. i. **Berolt* + *s*, aus and. *Berold*, vgl. Langlois (l. c. 91). Auch afz. *Beront* ist belegt.

Guffer und *Egfer* im R. H. sind „wahrscheinlich nicht ursprünglich“ (Schofield l. c. 34 Anm. 3). Ein *Goffarius Pictus*, ein sagenhafter König von Poitou, begegnet bei Geoffrey of Monmouth (I, 12, 13). *Guffer* entspricht ae. *Guð-frið* (Searle l. c. 272), dem deutschen *Gottfried*. *Egfer* mag auf ae. *Ecg-frið* (Searle l. c. 219) zurückgehen

Harild stellt die französierte Form eines nordischen Namens dar und kommt in der B.-Variante vor. Die andern Namen sind nicht eindeutig bestimmbar.

Cutberd — Gudmod. K. H. hat *Cutberd* (C.) *Cuberd* (O.) und *Godmod* (H.). *Cutberd* ist die französierte Form von *Cūðbe(o)rht*; *ð* > *t* im Auslaut, *t* > *d* nach Konsonanten im Auslaut, Ausfall von *h* erklärt sich alles durch frz. Vermittlung, cf. auch Zachrisson l. c. 95 f.

Schofield (l. c. 29), sieht in *Gudmod* des R. H., das auch H. überliefert, die ursprüngliche Form. Er meint, ein normannischer Dichter wird kaum den skandinavischen Namen (< *Guð-móðr*) von selbst eingeführt haben. Er sagt jedoch nicht, wie er sich dann die Hereinnahme des ebenfalls nordischen und von ihm als sekundär anerkannten Namens *Gudred* in den agln. Vorsroman erklärt.

Ich lasse es dahin gestellt, welche Namensform die ursprüngliche ist. Für *Gudmod* spricht der gut skandinavische Name, für *Cutberd* die im allgemeinen zuverlässigere Überlieferung. Es sind die Pseudonyme, die Horn in Irland annimmt.

Godhild — **Samburc**. Von den Hss. in K. H. hat C.: Godhild, H. u. O. Godyld. Der Name ist weder ae. noch an. nachweisbar, dagegen ahd. vorhanden. Schofield (l. c. 33) hält den Namen für nordisch: **Godhildr*.

Samburc (R. H.) weist wohl über *Swanburc* auf ahd. *Swanaburg*; Förstemann Sp. 1376.

Godhild kann an. sein. Der Name begegnet in der Einleitung und im Schluß des K. H.

Hunlaf — **Houlac**. Es ist bemerkenswert, daß die engl. Romanze Hch. eine Namensform aufweist, die gegenüber dem treu erhaltenen, gut ags. Namen *Hunlaf* des agn. Gedichts wahrscheinlich eine Französisierung darstellt. Hch., dessen Abhängigkeit von R. H. in irgendeiner Form erwiesen ist, mag eine agln. Vorlage benutzt haben, welche die Form *Houlac* bereits kannte. — Ward (l. c. 463f.) möchte die Formen als Dubletten erklären, indem er anführt, daß *Olaf Trygvason*, der „dem romantischen *Hunlaf* seinen Namen gab“, a) in einer Reimchronik als *Haueloc* β) in einer der ags. Chroniken unter 993 als *Unlaf* erscheint, obwohl *Anlaf* und *Unlaf* ursprünglich getrennt wurden. γ) Als *Hunlaf* erscheint König *Anelaf* (eine Art Mischung von *Olaf Trygvason* und *Anlaf Cuaran*) im Guy of Warwick, während zwei andere englische Versionen ihn *Havelocke*, *Auelocke* nennen. — Es scheint mir bedenklich, *Houlac* aus *Havelok* erklären zu wollen. Lautliche Gründe sprechen dagegen. Ferner wird man für *Houlac* — *Hunlaf* der novellistischen Variante, noch dazu im R. H., schwerlich einen geschichtlichen Prototyp entdecken. Uns erscheint der Versuch, *Houlac* als die französisierte Form eines ae. Namens *Hunlaf* zu erklären, die größere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

Herlant. Der Name des Seneschals im R. H. ist kontinental-germanischen Ursprungs; dessen Vorkommen in unserem Gedicht ist nur durch frz. bzw. agln. Vermittlung zu erklären. Förstemann hat Sp. 773 *Hariland* (†), *Heriland* (†). In Hch fällt wiederum die französisierte Form *Arland* auf.

Nur im R. H. vorkommende Namen und Gestalten sind:

Goldeburc. Dieser Name ist vor 1200 in England nicht nachweisbar, wohl aber in Deutschland. Förstemann Sp. 664.

Batolf entspricht dem ahd. *Batolf*.

Lemburc, cf. ahd. *Limburgh*, *Limburga*.

Gudbrant. Deutschbein (l. c. II) bringt an. *Gudbrandr* in Beziehung; der Name könnte aber auch kontin. wg. sein.

Rodmund. Deutschbein (l. c. 11): *HRōðmundr*. Auch hier scheint mir kontin. wg. Ursprung wahrscheinlicher, cf. *Sigmund*, *Roderich*.

Rollac, cf. *Rollo*, nord.

Gudolf, Ec3olf könnten nach Deutschbein (l. c. 12) ags. sein.

Hildebrant, Herebrant. Namen auf *-brand* sind jedenfalls unangelsächsisch, dagegen im nord. und deutsch. geläufig. Die auffälligen Namen auf *r*: Baderolf, Hadermod, Haderolf sind nach Deutschbein (l. c. 11 Anm. 7) vermutlich ahd. Ursprungs, wo Bildungen wie *Patirolf*, *Goderher* belegt sind.

Im K. H. sind nordischen Ursprungs die Namen: *Horn*, *Murri*, *Sudden(n)e*, *Thurston*, *Harild*, *Reynild*, *Westir*. Eine hybride Namensbildung ist *Westernesse*. *Godhild* kann nordisch sein.

An Namen engl. Ursprungs haben wir im K. H. festgestellt: *Ailmar*, *Ailbrus*, *Aþulf*, *Arnoldin*, *Fikenhild*, *Rimenhild* (*Ermenyld*).

Die erste Kategorie von Namen gehört, wenn wir von *Westernesse* absehen, der Eingangs- oder Schlußformel oder der ursprünglicheren Variante B. an. Die zweite Klasse verteilt sich mit Ausnahme von *Ermenyld* und *Aþulf* auf Variante A. Daß dieses „overlapping“ der letztgenannten beiden Namen auf jüngeren Verschiebungen innerhalb der Hornichtung beruht, hoffe ich im vorigen glaubhaft gemacht zu haben.

Der Name *Modi*, für den wir ahd. Ursprung annehmen, ist zwar einem strengen Schematismus sehr unbequem, braucht aber nicht weiter zu verwundern bei einem Dichter, dessen Motivenschatz enge Berührungen mit dem niederdeutschen Sagenkreis aufweist, und der den Namen zum Träger eines gerade von ihm in die Hornfabel eingeführten Motivs gemacht hat.

Das Namenmaterial im R. H. läßt sich nicht so glücklich auf die disparaten Erzählungsabschnitte verteilen. In der Bretagne herrscht zwar *Hunlaf* und liebt *Rimel*, aber *Herland* ist Haushofmeister. Des Wikingers *Horn* Vater ist *Aaluf* aus gut englischem Namensgeschlecht, *Samburc*, die Mutter, ist in Deutschland beheimatet, am merkwürdigsten sind aber doch die Verhältnisse am Königshof zu Westir: Der nordische *Gudred* hat die illegitimen Kinder *Guffer*, *Egfer*, *Lemburc* und *Sudburc*. Einfallende Sarazenenanführer deutscher Namenprägung vermehren noch den Wirrwarr.

Es bestätigt sich auch im Namenmaterial, daß die Hornichtung, wie sie auf uns gekommen ist, kein einheitlicher Guß ist, sondern aus heterogenen Teilen besteht, die durch einen durchgängigen Unterschied im Stoff, Alter und Namenmaterial gekennzeichnet sind.

Historischer Hintergrund und sagengeschichtliche Parallelen.

Wenn man die Ansichten der Forscher über den historischen Hintergrund der Hornsage liest, so hat man wieder einmal den Eindruck eines großen Rätselratens. Diese vielseitige Kombinationsmöglichkeit allein schon dürfte McKnight recht geben, der sagt: „The kernel of genuine historical tradition is probably small.“

Voretzsch (l. c. 436) legt „eine in England entstandene, historische Ereignisse des 10. Jh. widerspiegelnde Wikingersage“ zugrunde. Ähnlich Suchier (l. c. 114): „Unter den Sarazenen sind offenbar heidnische Wikinger gemeint, die noch im 10. Jh. den Küstenländern gefährlich waren und von denen auch das Königreich in Dublin, wo ein historischer Godrek regierte, gegründet worden war.“ Nach Ten Brink (l. c. I, 289) weist der Stoff „im ganzen auf die Blütezeit der dänischen Raubzüge; vielleicht dürfte er noch höher hinaufgehen“. An anderer Stelle spricht er von Däneneinfällen des XI. u. XII. Jh. (L.-G. p. 176). Ward (l. c. 451) legt Ereignisse zugrunde, die sich im 8. u. 9. Jh. in Dorsetshire abspielten. Wülker (l. c. 103) meint, die Heimat des Urhorn sei der Nordosten. Die Dänenkämpfe von 1016—42 seien maßgebend für Horn und Havelok. Brandl (l. c. 624) erklärt das Gedicht ganz allgemein aus der Stimmung des eroberten, aber sich nicht ergebenden Landes. Hartenstein (l. c. 135 f.) sagt, die nächstliegende Vermutung ist, historische Ereignisse auf englischem Boden im Urhorn wiedergespiegelt zu sehen. Hall (l. c. LIV f.) möchte die Hornichtung auf Ereignisse gründen, welche „tatsächlich im Südwesten Englands während der ags. Eroberung sich abspielten“, und sieht in ihr „a British tradition arising out of some temporary success in which the Cornish aided by the Irish checked the westward progress of the English invader“. Dieser Stoff sei dann unter Anpassung auf anglodänische Verhältnisse weitergebildet worden und spiegele schließlich noch den Geist der Outlaw-Dichtung (!) wieder. Morsbach (M₁ p. 298) zweifelt nicht an dem historischen Kern, auch nicht an dem germanischen Ursprung des Stoffes. Es handelt sich um eine „Wikingersage, die von den dänischen Ansiedlern entweder nach England gebracht wurde oder sich dort erst in den nordischen Kreisen gebildet hat“. Seine Argumente sind die echt nordischen Namen und der gut dazu stimmende Schauplatz der Handlung.

Wenn wir von Hall absehen, der mit seiner Theorie vom britischen Ursprung der Sage allein dasteht, so stimmen alle voraus-

geführten Forscher darin überein, daß es sich um eine Wikingersage handelt, die in England verbreitet war. Fragen wir uns, welche englischen Landesteile von den Däneneinfällen am meisten heimgesucht worden sind und wo sich die Dänen selbst in großen Scharen niedergelassen haben, so kommen wir auf den Osten Englands als den natürlichen Heimatboden der Hornsage, denn dort mußte die Tradition jene völkerbedrängende Zeit am treuesten und längsten im Gedächtnis bewahrt haben. Inwieweit der Hornstoff Ereignisse widerspiegelt, die vor der Zeit bzw. außerhalb des Gebietes der Däneneinfälle in Ostengland liegen, dies lasse ich mit Morsbach vorerst dahingestellt.

Mit einer ganz originellen Theorie hat Schofield 1903 die Hornforschung bereichert. Er sieht in der Hornsage nordisches und zwar norwegisch-isländisches Sagengut, dem Ereignisse des 10. Jh. zugrunde liegen. Er würdigt zuerst die Geschichte der Isle of Man, „which (in the IXth and Xth Centuries) was a centre of viking sway“. Nach vorhergegangenen Wikingereinfällen wurde die Insel ca. 850 von Skandinaviern besetzt und mußte unter einer bodenständigen Dynastie der Reihe nach den skandinavischen Königen von Dublin bzw. Northumbria (850—950), Limerick (950 bis ca. 1000) und Orkney (bis ca. 1060) Tribut leisten und geriet schließlich im 12. u. 13. Jh. in Abhängigkeit von Norwegen. In Horn sieht Schofield fact + fable vereinigt und vergleicht ihn ausführlich mit der nordischen Gunnlaugssaga Ormstungu, sowohl was allgemeines Fabelschema, stilistische Züge (Träume, folkloristische Motive) als auch historischen Kern anlangt. Auch die Laxdoclasaga wird herangezogen, wo Olaf Pfau gelegentlich seiner berühmten Reise nach Irland (955) sich infolge seiner Tapferkeit großen Ruhm am irischen Hof erwirbt und auf seiner Heimreise über Norwegen eine Schwester von Thorstein Egilsson als seine Frau heimführt. Schofield bemüht sich bes. bei seiner Parallele mit der Gunnlaugssaga auch „für die mehr romanhaften Elemente des Horn (wie seine Liebe zu Rimenhild) sich auch in der isländischen Literatur umzusehen, aber diese Elemente gehören m. E. (d. h. Deutschbein l. c. 66) in ein ganz anderes Milieu hinein. Wir dürfen diese Elemente des Horn nicht von den gleichartigen Erzählungstypen des Kontinents abtrennen. Dabei scheint den Normannen eine besonders wichtige Stellung eingeräumt werden zu müssen. Diese sind es gewesen, die die Hornnovelle A. ausgebildet haben, indem sie diejenigen Stoffe, die zu ihrer Zeit gewissermaßen in der Luft lagen, aufgegriffen und sie für ihre Zwecke verwertet haben.“ Schofields sagengeschichtliche Untersuchungen kommen ferner über allgemeine Betrachtungen nicht hinaus. Nirgends

wird der Versuch gemacht, an Hand der Namen und Begebenheiten im K. H. die in der norwegisch-isländischen Geschichte oder historischen Sagenbildung etwa vorhandenen Prototypen unserer Hornsage klar herauszustellen. Feststellungen wie: „At bottom, the picture of Horn is that of an adventurous Norse youth with experiences similar to those of Gunnlaug and Olaf“ oder: „It was not uncommon to have youths brought up among strangers and given aid by them to recover lands of which they had been forcibly deprived“ liefern keine festen Anhaltspunkte, um nun Horn und seiner Dichtung für ein spezifisch norwegisch-isländisches Kulturmilieu den Heimatschein auszuhandigen. Auch seine Beweisführung an Hand des Namensmaterials halte ich für mißlungen. Suddene ist nicht Suðreie = Surrey, geschweige denn Isle of Man. Auch alle weiteren Namensgleichungen sind forciert und krampfhaft verzerrt (Angou = Angul, Anglesey, Ardene = Ard, Westernes = Wirral u. dgl.). Es ist nicht angängig, die westfranzösischen Ortsnamen eines Anglonormannen, die noch dazu jüngere Zutaten sind, für die Lokalisierung der alten Sage auszuwerten und zum Teil im keltischen Wales anzusiedeln. Ähnlich urteilt Deutschbein (l. c. 66): „Seine Aufstellungen kommen nicht über Hypothesen hinaus, da er besonders das sprachliche Material allzu willkürlich behandelt.“ Schofield (l. c. 49) meint schließlich, die Annahme des norwegischen Ausgangspunktes werfe auch Licht auf die Entwicklung der Sage. Meiner Ansicht nach wird dadurch nur noch mehr Dunkel auf die Entwicklung der Sage geworfen. Nirgends deutet Schofield an, wie er sich die Wanderung dieses norwegischen Sagengutes vom Nordwesten Englands nach dem Südosten vorstellt. Wir haben kein weiteres Beispiel einer solchen Sagenwanderung. Selbst wenn wir annehmen, daß es sich hier um einen einzigartigen Fall handelt, so bieten sich genug Schwierigkeiten in der allgemeinen kulturellen Abgeschlossenheit des Westens vom Osten Englands in jener Zeit. Ich glaube, folgendes Zitat aus Alfred Hettner (Grundzüge der Länderkunde², Teubner 1923, I, p. 84) ist nicht am falschen Platz: „Ostengland, das ja auch dem Kontinent zugewandt ist, war während des ganzen Mittelalters und noch darüber hinaus der Schauplatz der englischen Geschichte, das Merry Old England, das Land der Schlösser und Kathedralen, während die westlichen und nördlichen Landschaften abgelegen waren und erst im Zeitalter der Ozeanschiffahrt und Industrie ihre Bedeutung erlangt haben und zum wirtschaftlichen Schwerpunkt des Landes geworden sind.“ Im allgemeinen wandern die Sagen wie die Waren; ist reger Warenaustausch und Handelsverkehr, so wird auch der Import und Export geistiger Werte, lite-

rarischer Stoffe, erleichtert. Eher gelangte damals m. E. ein Motiv oder eine ganze Sage vom Kontinent nach England als daß sich der skandinavisch-keltische Nordwesten dem relativ fernliegenden und konsolidierten englischen Südosten der Normannenzeit aufdrängte. Ferner ist zu erwägen, daß der Osten Englands von der Dänenzeit zu schwer heimgesucht wurde, um andere Wikingersagen unter Preisgabe eigener Lokalt traditionen des gleichen Genre aufzugreifen und zu verherrlichen. Um 800 beginnen die dänischen Raubzüge längs der ganzen Küste, ihnen folgt die Besetzung einzelner Stützpunkte. 866 ist Ostanglien, 877 ist ganz Nordhumbrien und Mercien besetzt. Alfred setzt zwar weiteren Gebietseroberungen der Dänen ein Ziel, doch vermochte auch er sie nicht aus dem Lande zu vertreiben. Neben Ostanglien hielten sie auch Nordhumbrien besetzt. Später wiederholten sie ihre Angriffe mit dauerndem Erfolg. Die Regierungszeit Æthelreds des Unberatenen (978—1016) ist ein Beweis dafür. „Der Einfluß der Dänen ist ein tiefgreifender gewesen. Das Denelaß galt in Nordh., dem östlichen Mercia, Ostanglia, Essex und Middlesex, und darüber hinaus ist der Einfluß der dänischen Sprache im Englischen erkennbar . . .“ (Bremer, ²P. Gr. III, XV § 114).

Wo auch die Sage letzten Endes ihren Ursprung haben mag, ich halte es für ausgeschlossen, daß sie den Agln. irgendwo anders als im Süden oder Osten zugänglich geworden ist. Der Südosten ist am wahrscheinlichsten; auf alle Fälle hat der südliche Teil des Denelaß die Horntradition gepflegt. Schon Wissmann hat Essex als die Heimat des K. H. angesprochen; die neueste Forschung hat an diesem Resultat nur wenig geändert. Töpperwien (Ref. Morsbach) entscheidet sich für Middlesex bzw. die Südwestecke von Essex, ebenso Jordan (l. c. 10). Was liegt näher, als die Heimat der Hornsage dem Gebiet zuzuerkennen, in welchem das älteste englische Horngedicht und die trotz jüngerer Abfassungszeit ursprünglichste Version entstanden ist? Die Nähe der Hauptstadt mag dazu beigetragen haben, daß die Normannen mit dem Stoff vertraut wurden.

Die obigen Darlegungen dürften die genetische Frage so weit geklärt haben, daß Ostengland, wenn auch nicht als eigentliche Urheimat, so doch als das für die literarische Fixierung ausschlaggebende Verbreitungsgebiet der Hornsage anzusehen ist. Daß aber diese Gegend nicht nur Durchgangspunkt, sondern auch Ausgangspunkt der Sage ist, wagen wir nicht zu behaupten. Stoffliche, kompositionstechnische und stilistische Erwägungen haben gezeigt, daß die Horndichtung, wie sie uns vorliegt, ein Konglomerat von Motiven und Namen darstellt, an dessen Zustandekommen neben und vor

den Angelsachsen die Dänen verantwortlich zu machen sind. Es fehlen denn auch nicht Versuche, die Sage bis zu ihren Uranfängen zurückzuverfolgen. Mit Schofields Theorie haben wir uns schon auseinandergesetzt.

In neuerer Zeit hat Graß (Diss. Münster 1911) den erneuten Versuch gemacht, den Ursprung der Hornsage auf den Kontinent zu verlegen, und zwar nach Deutschland. Eine ähnliche Theorie wurde früher einmal von W. Grimm (Heldensage⁸, Gütersloh 1889, p. 287) und Müllenhoff (Zeugnisse und Exkurse zur deutschen Heldensage in Haupts Zs. 12, 262 f.) vertreten, wobei die Namen Hildebrant und Herebrant als Argument dienten, Namen, die man heute als jüngere Zutaten des R. H. ansieht.

Aus der Arbeit von Graß will ich nur einige Punkte herausgreifen, um seine Arbeitsmethode zu charakterisieren: *Thurston* ist ihm ein gut englischer Name, weil im Ags. Bildungen mit *-stān* (*Beastan*, *Wulfstān*) vorkommen. Über das wichtigere erste Kompositionsglied erfahren wir nichts. Unter *Harild*, *Aryld* heißt es: „Den nordischen Namen *Harald* herbeizuziehen, ist überflüssig; mindestens ebenso gut ist *Arnold*, *Arneld*, *Arnild* mit Ausfall des *n*.“ Diese Auffassung empfehle sich um so mehr, als es sich um einen Freund des Helden handelt, den wir als *Arnoldin* in der Rimenhild-Variante, als *Arnold* in König Rother wiederfinden. — *Ailmar* sei deutsch: *Ailemar*, *Agilmar*. — *Ailbrus* ist eine der vielen Entstellungen, die sich der Name *Alberich* habe gefallen lassen müssen, „laufen doch allein im Frz. 4 verschiedene Formen *Alberi*, *Auberi*, *Auberon*, *Aubriot* nebeneinander“. — Unter *Westir* lesen wir: „*Westir* soll nach Deutschbein (l. c. 7) eine Bezeichnung sein, die nur bei Skandinaviern verständlich ist. Nun bedeutet *Westir* (und das damit identische) *Westernesne* das *Westland*. Die Gegenüberstellung von West und Ost ist aber so alt wie die Sage selbst.“ Als Beispiel führt Graß (l. c. 11) dann das Hildebrandslied an, wo der Held „seine Gattin zurückließ und nach dem Osten zog“; Horn sage an einer (übrigens nicht von C. bestätigten, d. Verf.) Stelle: „*Ich am Horn of estnesse*“ (O. 1250). „Rother herrscht im Westen. So ist der Name *Westir* keinesfalls brauchbar, um einen nordischen Schauplatz der Handlung zu erschließen. *Irland* in K. H. erklärt sich wohl dadurch, daß der me. Dichter das unbestimmte *Westir* durch einen bestimmten geographischen Begriff ersetzen wollte, wobei er zunächst auf *Irland* kommen mußte.“ — Auf diesen und ähnlichen Argumenten baut sich dann folgende Schlußfolgerung auf (ebd. 12): „Nordischen Ursprungs ist demnach in der Hornsage nichts. Die Namen aller Versionen weisen im Gegenteil in ihrer Gesamtheit auf deutsche, wahrscheinlich nieder-

deutsche (vlämische) Herkunft; einiges wenige spricht für romanische Beeinflussung.“

Ich meine, es erübrigt sich, die einzelnen Behauptungen Punkt für Punkt zu widerlegen, sondern die angeführten Zitate genügen allein schon, die Arbeitsmethode von Graß als das zu kennzeichnen, was sie ist, nämlich eine Vergewaltigung der Dinge zugunsten einer vorgefaßten Theorie von der niederdeutschen Herkunft der Sage. Seine literarhistorischen Betrachtungen zeigen das gleiche Bild souveräner Willkürlichkeit und uferloser Übertreibungen. Ernst zu nehmen sind sie nicht, wenn auch manche Auffassung ganz originell ist. So z. B. tritt Graß (l. c. 26) für die ursprüngliche Identität Aylmar-Fikenhild ein und führt die Doppelgestalt auf das Motiv vom gewalttätigen, eifersüchtigen väterlichen Liebhaber zurück!

Deutschbein (l. c. 15) nimmt irisch-ostskandinavischen Ursprung der Sage an. Die Namen *Murri*, *Thurston* (westnord. *Thórsteinn*), *Reynhila* (< adän. **Regnhildr*: westn. *Ragnhildr*), *Suddene*, *Horn* (< Winkinger *Horm*, cf. auch Suchier) sind ostnordischen, dänischen Ursprungs. Deutschbein zeigt dann folgende sagengeschichtliche Parallelen auf: Horm war der Anführer der Dänen, die um 850 die Norweger zeitweise aus Dublin verdrängten, aber dann selbst zurückgetrieben wurden. Er fand bei einem König Cearbhall freundliche Aufnahme und leistete seinem Gastgeber wertvolle Dienste, u. a. im Kampf gegen den gemeinsamen Feind, die Lochlanns, die Norweger. Diese zwei Berührungspunkte zwischen der Hornsage und historischer Tradition, wie sie sich vor allem in „The Three Fragments of Irish Annals“ findet, erweitert Deutschbein durch Heranziehung nordischer Überlieferungen, besonders der Landnamabók. Dort ist Cearbhall König von Dublin (:Ossory in irischer Quelle) und verheiratet seine Töchter an nicht weniger als 4 skandinavische Schwiegersöhne. Uns interessiert hier die Verbindung einer Tochter namens Rafarta mit Eyvindr Austmaðr, der ostskandinavischen Ursprungs ist laut Ausweis der Landnamabók. Eine Tochter aus dieser Ehe wird dem bekannten Thorstein dem Roten zur Frau gegeben. Dieser Thorstein, der außerdem durch seinen Vater Olaf Hviti (König in Dublin 853—70/3) mit Dublin in Beziehung stehe, soll nach Deutschbein in der Sage an Stelle Cearbhalls getreten sein. Das schwerste Bedenken gegen diese Konstruktion ist, daß Thorstein wie sein Vater Olaf Hviti Norweger ist. Horm wurde demnach von einem Norweger gastlich aufgenommen und kämpft dafür in dessen Dienst. Fürwahr, diese Umkehrung ins Gegenteil würde ein schönes Gegenstück zu Theoderich, dem siegreichen Eroberer Italiens, sein, der in der Sage als Verbannter sein Stammreich Italien verlassen muß. Weiter wird in den Three Fragments

berichtet, daß in jener Entscheidungsschlacht gegen die Norweger Horm anfangs geschlagen wurde, daß er aber nicht verzagt, sondern die Seinen anfeuert unter Hinweis auf den Schutzheiligen St. Patrick. Um den ursprünglich heidnischen Wikinger Horm hat sich also geradezu eine Legende gebildet. Dies ist ein Beweis nicht nur für die Beliebtheit des Stoffes im allgemeinen, sondern auch für die Pflege dieser Erzählung in späten Generationen. Erst in der 2. Hälfte des 10. Jh. wurden die Dubliner Wikinger zum Christentum bekehrt. Der alte Gegensatz Dänen—Norweger wurde verwischt, und Christen und Heiden standen sich gegenüber. Die gleiche Situation zeigen auch unsre Horngedichte, woraus Deutschbein schließt, daß die Hornsage, soweit sie historisch ist, wohl erst in der 2. Hälfte des 10. Jh. ihre definitive Gestalt gewonnen habe. Deutschbein nimmt zum überlieferten Namenmaterial Stellung und betont, daß wiederkehrende Namen im berühmten Geschlecht des Hy Ivar sich zum Teil mit Namen im K. H. decken: α) *Goth(f)riðh*: R. H. *Gud(d)red*, *Gudereche*. β) *Ragnall* ist zwar nicht ohne weiteres mit *Reynild* im K. H. zu vergleichen, doch findet sich die genaue irische Entsprechung im weiblichen Namen Raghnaill. Dieser begegnet allerdings erst im 12.—14. Jh. in Irland. γ) *Aralt* (gen. *mac Arailt*) deckte sich mit (*H*)*arild* des K. H. Es ist der Name jenes „Kronprinzen der Fremden von Erin, der i. J. 1000 in der Schlacht bei Glennmama gegen Brian fiel. Es ergeben sich zwei Berührungspunkte mit K. H. Beide Prinzen sind Thronfolger, und die Schlachten finden in der Nähe von Dublin statt, denn Brian verfolgt die Gegner bis nach Dublin. Der Tod des Kronprinzen erhielt sich in der Lokaltradition, die noch an einem Kreuz die Stelle nachweist, wo Aralt fiel. „Cruisloe“, der Granitstein, dessen hölzerner Querstab längst entfernt ist, „now serves as a scratching post for cattle“ (Todd CXLVI Anm.). Deutschbein stellt zum Schluß fest, daß das Kolorit des Wikingerzeitalters durch folgende Züge gewahrt ist: Plötzlichkeit der feindlichen Einfälle; die Taktik, die Seeräuber von den Schiffen abzuschneiden; Reichtum der Beute, die sich durch die Raub- und Handelstätigkeit der Wikinger erklärt; Zufluchtsort für Frauen (Kinder und Greise) in Höhlen während der drangvollen Wikingerzeit. Das Aussetzen (der Kinder) im Boot, „ein alter integrierender Bestandteil der Sage“ ist nach ihm ein Zug, der sich besonders in der irischen Literatur großer Beliebtheit erfreute. Auch der Zweikampf mit dem Riesen stimme gut dazu. So kommt er zu dem Schluß: In der Hornsage sind historische Ereignisse und Persönlichkeiten der irisch-nordischen Geschichte des 9. und 10. Jh. festgehalten.

Deutschbein ist, soviel ich sehe, der erste, der die Horn-

forschung mit ernst zu nehmenden, ins Detail gehenden sagenhistorischen Untersuchungen über die in Irland spielenden Ereignisse bereichert hat. Jedoch scheinen mir die von ihm herausgestellten Parallelen nicht beweiskräftig genug, um eine nordisch-irische Lokaltadt anzunehmen, aus der unsere Hornsage abgeleitet ist. Die Berührungspunkte sind spärlich und auch zu allgemein, die Namen decken sich nicht. Horn, dessen Gleichsetzung mit Horn recht fraglich ist, findet gastliche Aufnahme bei einem irischen König und kämpft in dessen Dienst gegen die gemeinsamen Feinde. Ein spezifisch historischer Gehalt läßt sich aus solcher Analyse nicht gewinnen, stimmen doch nicht einmal die Namen. Thorstein wird an den Haaren herbeigezogen, um den Gegensatz zwischen den Norwegern und Dänen zu überwinden und in Dublin einen irischen König Cearbhall zu ersetzen, dessen Herrschersitz nach den irischen Quellen nicht einmal Dublin ist. Zudem gruppieren sich diese zerstreuten Parallelzüge nicht um eine Zentralgestalt, sicherlich nicht um den Wikinger Horn. Die Schlacht von Glenmama (1000) mag die Quelle für den Kampf gegen die einfallenden Sarazenen in Irland gewesen sein. Cap. 4 der Gesta Herewardi, das eine merkwürdige Parallele zur historischen Variante des K. H. darstellt, berichtet auch von der gastlichen Aufnahme des Helden beim irischen König, seinem Sieg über den Anführer eines einfallenden Heeres, der gänzlichen Vernichtung der Feinde und der abgelehnten Heirat der Königs-tochter. Aber wie diese allgemeinen Züge im Horn durch den Tod der beiden Prinzen eine spezifische Färbung erhalten, so ist im Hereward die Todesart des greisen feindlichen Heerführers und die Teilnahme der beiden Neffen Herewards eine Erinnerung an die Schlacht von Clontarf (1014), in welcher der greise Brian unter ähnlichen Umständen den Tod fand, und von welcher einige ausschmückenden Chroniken besonders die Teilnahme eines Brüderpaares mit den unterscheidenden Beinamen Finn und Dunn (cf. Hereward: Siward Rufus, Siward Albus) berichten. Jedoch sind sowohl im Horn als im Hereward die über den allgemeinen Sagentypus hinausgehenden Züge so geringfügig, daß man von einer treuen Pflege der Tradition, wie sie doch wohl auf irischem Boden bestand, nicht sprechen kann.

Ich kann in dem Horngedicht keine kontinuierliche Pflege irgend welcher nordisch-irischer Lokaltadt erblicken. Es findet sich kein historischer Kern, welcher zwingend den Prototyp für die Hornsage darstellt. Der Charakter der in Irland sich abspielenden Ereignisse des K. H. ist zu allgemein, sie stellen mehr einen Sagentypus dar. Dieser ist auch deswegen anzunehmen, weil das Ursprungsland der Hornsage wohl Dänemark ist. Bei dem regen Verkehr zwischen

dem skandinavischen Mutterland und seinen westlichen Tochterstaaten lebten die Ereignisse und die führenden Persönlichkeiten der nordischen Geschichte, losgelöst vom Schauplatz der Handlungen, in den alten Stammreichen fort. Die nordischen Heimkehrer erzählten so lebhaft und eindrucksvoll von den großen Begebenheiten im fernen Westir, daß die Volksphantasie mächtig angeregt wurde und diese Geschehnisse in Lied und Sage verherrlichte. Aber bei der Losgelöstheit vom eigentlichen Schauplatz der Handlung und der raschen Aufeinanderfolge gleichgearteter Kämpfe war es unvermeidlich, daß die Erinnerung an Einzelhandlungen verblaßte und in eine allgemeine Schilderung der herrschenden Zustände verfiel. So werden wir im K. H. vergeblich besondere historische Begebenheiten und geschichtliche Persönlichkeiten unzweideutig festzustellen suchen.

Suddenne ist in Dänemark zu suchen. Denn selbst Dänemark wurde von Einfällen der norwegischen Wikinger nicht verschont. Bugge (l. c. 29) schreibt: „Schon von den ältesten Zeiten an haben die Nordleute oft gegeneinander im Kampf gestanden, das eine Volk heerte im Lande des anderen und gewann Gebiet von ihm.“ So können die in der Eingangsformel des K. H. geschilderten Ereignisse einen solchen Einfall in Dänemark darstellen. Als dann die Dänen selbst (meist im Verein mit Norwegern) sich in Ostengland niederließen und ihre Hornsage mitbrachten, fanden sie in der Stimmung des „eroberten aber sich nicht ergebenden Landes“ (Brandl l. c. 624) genügend Verständnis für einen Sagenzug, der ein getreues Abbild auch englischer Wikingerdrangsal war. Der Begriff Sudden(n)e mag überdies gerade in Ostengland eine Umdeutung und Neubelebung erfahren haben, indem man darunter die mehr im Süden des Danelags wohnenden Dänen verstand.

Dies ist im großen der Ursprung und die Entwicklung der Hornsage. In Dänemark entstanden zu einer Zeit, als die Kämpfe in Irland das Interesse des dänischen Mutterlandes beanspruchten, wurde die Sage durch Vermischung mit Erinnerungen an eigene drangvolle Wikingerzeiten zu einem allgemeinen Sagentypus ausgebildet, den wir kurz „Exile and Return Type“ nennen wollen. Diese Sage wurde in den neuen Sitzen im Osten bzw. Südosten Englands weitergepflegt und verbreitet, bis sich die Anglonormannen des Stoffes annahmen und durch Aufnahme novellistischer Motive daraus den „Urhorn“ schufen, die literarische Quelle unserer Horngedichte.

IV. Das Ringmotiv.

Die Hornnovelle fand vermutlich Aufnahme, um dem sonst verarmten und verkümmerten Stoff neuen Inhalt zu geben. Der Dichter

hat dabei die Liebe Rimenhilds zu Horn zum eigentlichen Kern der Horndichtung gemacht und alle übrigen, auch ursprüngliche Bestandteile der Sage, diesem Hauptstück untergeordnet. Die Liebe der Königstochter zu dem am Hof weilenden Fremdling und dessen Verbannung ist ein beliebtes Thema jener Zeit und begegnet fast gleichzeitig im deutschen Rother I. (ca. 1150), im pikardischen Fragment Karl Mainet (2. Hälfte XII. Jh.) und im Jourdain de Blaivies (Anfang XIII. Jh.). Auch die Boeessage hat sich gerade in dieser Beziehung am Horn bereichert. Die rechtzeitige Rückkehr Horns und die Verhinderung einer zweiten Vermählung gehört ebenfalls einem weitverbreiteten Typus, dem des „heimkehrenden Gatten“ an. Im Horn begegnet dieses Schema zweimal: der Freier Rimenhilds ist in der ersten Variante (A¹) Modi, in der zweiten Variante (A²) Fikenhild. Wir haben hier wiederum das Kunstmittel der Verdoppelung vor uns. Die Variante A² ist die ursprüngliche; in ihr ist das Verhalten des Rivalen in Eifersucht begründet. Es fällt auf, daß Fikenhild in der Variante A¹ bei Abhaltung des strengen Strafgerichts verschont wird. Dies wird aber begreiflich, wenn wir bedenken, daß Fikenhild noch die Rolle des Nebenbuhlers zu Ende zu spielen hat; das geschieht in Variante A².

Die Variante A¹ ist künstlerisch die wertvollste Leistung des Gedichtes und stellt den eigentlichen Höhepunkt der Handlung dar. Besondere Liebe verwandte der Dichter auf die Ausgestaltung der Erkennungsszene, in der durch Häufung der Motive versucht wird, die Spannung bis zum Ende aufrechtzuerhalten. Dabei spielt ein in den Becher geworfener Ring eine besonders dramatische Rolle. Wir wollen diesem Motiv nachgehen und zusehen, wo es sonst verbreitet ist und wo es wohl herkommt.

Die Analyse der Erkennungsszene in den Horngedichten.

Es wäre jedoch methodisch falsch, wenn wir dieses Motiv ohne Rücksicht auf die begleitenden Umstände betrachten wollten. Wir lassen daher zuerst die Hauptzüge der Erzählung folgen, wie sie sich in K. H. bei der Rückkehr nach Westernesse finden: Verbergung der Mannschaften im Wald, Kundschaft, Begegnung mit einem Eingeborenen (Bettler), Kleidertausch und absichtliche Unkenntlichmachung, Zusammenstoß mit dem Pförtner, Eintritt in die Festhalle, aufdringliches und vorlautes Benehmen, Trunk aus der Hand des Braut, Anspielung auf nur den Liebenden Bekanntes (Traum vom Fischernetz), Namensnennung, Ring im Becher, Beorderung ins Frauengemach (Szenenwechsel), falsche Todesbotschaft, Erkennung durch Horns aus-

drückliche Versicherung, daß er es selber ist, Rückkehr zum Heere, blutiger Kampf und Sieg.

Von diesen Zügen gehören dem Typus des „heimkehrenden Gatten“ an: Rechtzeitige Rückkehr zur zweiten Vermählung, Unkenntlichkeit, aufdringliches Benehmen, Anspielung auf nur den Liebenden Bekanntes, falsche Todesbotschaft. Der blutige Kampf, der hier das Schlußstück des Schemas bildet, ist wohl älter als der freiwillige Verzicht des Gatten auf seine Rechte, ein Motiv, das später und, wie Splettstösser (l. c. 18) betont, vornehmlich bei den Slaven begegnet.

Die übrigen Züge gehören einem anderen Typus an, der Entfährungslegende in der Salomonsage. Diese Spielmannsdichtung war im Mittelalter ungemein verbreitet und diente als Grundlage für viele ähnliche Erzählungen. Panzer (Hilde-Gudrun pp. 368 f.) hat durch eingehende Vergleiche nachgewiesen, daß das Versteck im Wald, die Kundschaft des Fürsten und die damit verbundene Verkleidung, die Begegnung mit dem Eingeborenen stehende Motive der Salomonsage sind. K. H. zeigt einige originelle Abweichungen von diesem Schema. So ist die Begegnung mit dem Eingeborenen und die Unkenntlichmachung des Kundschafters zu der dramatischen Szene des Kleidertausches verschmolzen. Der Pförtner, der im Salman und Morolf sowie im Orendel dem kundschaftenden Helden behilflich ist, wird im K. H. zu einem Hindernis, das Horn durch eine sehr kräftige Maßnahme beseitigt: er wirft den Pförtner über die Brücke, daß ihm seine Rippen brechen. Deutschbein (l. c. 50 f.) mag recht haben, daß es sich bei dieser Abweichung vom Schema um eine literarische Rache eines von Pförtern gekränkten Spielmannes handelt.

In der Erkennungsszene sehen wir „eine ganze Kette von Motiven in Bewegung gesetzt, deren jedes für sich genügen würde, den vorgesetzten Zweck zu erreichen“ (Panzer l. c. 374). Dies erklärt sich aus dem Bestreben des Dichters, durch die Häufung der Motive die Spannung möglichst lange aufrechtzuerhalten. Die Erkennung wird herbeigeführt durch: 1. Anspielung auf die Vergangenheit verbunden mit Namensnennung. 2. Ring im Becher. 3. Falsche Todesbotschaft. Dabei ist es dem Dichter-Kompilator nicht immer gelungen, die einzelnen Elemente zu einer höheren künstlerischen Einheit zusammenzufassen; die Übergänge sind zum Teil holperig, ergeben sich nicht immer wie von selbst, ja führen geradezu Unklarheiten herbei. Als Horn den Ring auf den Grund des Bechers geworfen hatte, ging Rimenhild ganz unvermittelt in das Frauengemach zurück und fand erst dort, „was sie wollte, A ring igraven of golde þat Horn of hure hadde“ (C. 1159—65); darauf sandte sie eine „damesele“ zu Horn

und ließ ihn auf ihr Zimmer bitten. Deutschbeins Erklärung (l. c. 51 Anm. 2) scheint mir die richtige: „Man fragt sich unwillkürlich, warum Rimenhild nicht sofort, als Horn ihr das Trinkgefäß zurückgibt, den Ring bemerkt, was doch psychologisch zu erwarten wäre. Vielleicht liegt aber hier eine Erinnerung an die alte Salomonsage vor. In dieser (so in der Kitovrasversion) findet die Erkennung der beiden Gatten nicht direkt statt, sondern wird vielmehr durch ein wasserschöpfendes Mädchen vermittelt, das den heimkehrenden Gatten antrifft, und das auch den Ehering der Herrin überbringt. Gatte und Gattin sind also zunächst örtlich getrennt“ Solche Brüche im Aufbau der Handlung werden so zu Verrätern der literarischen Provenienz der einzelnen Motive. Auch der Ring (in den Becher geworfen) ist „wohl von Haus aus der Salomonsage angehörig gewesen. Die falsche Todesbotschaft führt unsere Hornsage wieder zum Typus des heimkehrenden Gatten zurück, zu dem ja eigentlich unsere Hornnovelle gehört, denn die Heimkehr Horns am Hochzeitstage stammt aus diesem Typus“ (Deutschbein l. c. 52). Wir haben also in der Erkennungsszene einen Mischtypus vor uns, so zwar, daß die aus dem „heimkehrenden Gatten“ entlehnten Züge das Grundschema, den Rahmen, liefern, in welchem die Elemente der Salomonsage und somit auch das Ringmotiv eingebettet sind.

Auch R. H. bringt im allgemeinen die gleichen Motive in der gleichen Folge. Doch kommt nach dem Kleidertausch die in K. H. fehlende Begegnung mit Modin und Wikle, wo Horn auch die Parabel vom Fischernetz anbringt. Dies führt zu einer notwendigen Umgestaltung der Erkennungsszene. Auch hier erlangt Horn einen Trunk von Rimignil, wirft dann den Ring ins „Horn“ und verneint nach dem Fund des Ringes und auf Rimignils Befragen, daß er Horn sei. Dann erzählt er das Gleichnis vom Falken, den er in einem Käfig zurückgelassen habe, und von dessen unversehrtem Zustand er sich erst überzeugen wolle. Darauf lacht Rimel laut auf und ruft: „Horn, du bist's; und dein Falke ist gut bewahrt worden.“ Horn stellt hier die Liebe Rimels noch weiter auf die Probe, indem er vorgibt, er sei arm, und erhält von seiner Geliebten die Versicherung, daß sie bereit ist, alles mit ihm zu ertragen.

Weder in K. H. noch in R. H. ist die eigentliche Erkennung durch den Ring veranlaßt. Im englischen Gedicht muß sich Horn selbst zu erkennen geben, im französischen Roman merkt Rimel durch das Gleichnis vom Falken und die darin enthaltene Anspielung auf die besonderen Umstände des Liebesverhältnisses, wen sie vor sich hat. Die ursprüngliche Funktion des Ringes als Erkennungszeichen ist also hier verblaßt. Der Dichter konnte sich

eben nicht bescheiden, wollte möglichst viele Motive verwenden und durfte daher einem einzigen nicht entscheidende Bedeutung zukommen lassen.

Hch. und Hh. haben dem Ring eine besondere Eigenschaft verliehen. Er verfärbt sich bei der Untreue der Geliebten. Als dann tatsächlich nach der abgelaufenen Frist von 7 Jahren der Ring seine Farbe verliert, könnte man glauben, Rimel sei ihrem Verlobten untreu geworden. Wir erfahren jedoch, daß Rimenild gezwungen wird, eine Heirat wider ihren Willen einzugehen, und schließen mit dem Dichter daraus stillschweigend, daß der Ring überhaupt ankündigen konnte, wenn die Liebe bzw. die Geliebte gefährdet war. Ähnlich geartete Ringe finden sich in „Bonny Bee-Hom“ (Jamicsons Pop. Ballads I, 187), in einer rumänischen Ballade „Ring und Taschentuch“ (Stanley, Rouman Anthology p. 16), in einem sizilianischen Märchen (Gonzenbach I, 39, No. 7). Der Fundort solcher Ringe wird der Orient sein, gehören doch „bedeutungsvolle Ringe zu den Hauptingredientien orientalischer Novellistik“. (Landau l. c. I. Aufl. p. 69).

Die Lösung des Konfliktes wird im R. H. abweichend vom K. H. dargestellt. Hier verabreden Horn und Rimel ein Turnier. Horn besiegt seinen Gegner, und als dieser Anstalten macht, über ihn herzufallen, bläst er in sein Horn und ruft so seine in der Nähe versteckten Mannen herbei. R. H. zeigt mit dieser Szene einen deutlichen Anklang an die Galgenszene im Salomon bzw. im Rother II. Auch findet sich die gleiche Anordnung der Motive im Rother II wie im Horn: „Holz unde geberge“, Kundschaft, Verkleidung, Gespräch mit Eingeborenen, Hochzeitsmahl anläßlich der zweiten Vermählung, Ring. Allerdings fehlt zum Ring der Becher. Rother stiehlt sich in die Palasthalle und selbst unter den Tisch, an dem die Hochzeitsgesellschaft sich gütlich tut, und hat das Glück, seinen Ring in die Hand seiner bedrängten Gattin zu spielen, die ob der Erkennung hell auflacht und so Rother verrät. Wenn dieser Verrat auch unbeabsichtigt ist, so genügt doch der Verrat als solcher, das Motiv aus der Salomonsage herzuleiten, in welcher die ungetreue Salme Salomon ihrem zweiten Gemahl in die Hände spielt. Trotz dieser offensichtlichen Verwandtschaft mit der Salomonsage hat Rother II beim Ringmotiv den Becher fallen lassen, in den ursprünglich der Ring geworfen wurde. Diese Abänderung, diese Variante zum Thema ist insofern bedeutsam, als der der Salomonsage zeitlich und stilistisch nahestehende Rother mit dieser seiner Eigenmächtigkeit das Schicksal des Ringes im Becher für die späteren Heimkehrsagen vorausnimmt bzw. ahnen läßt: es schwindet der Becher, es schwindet auch der

Ring — wie er gekommen war. Rother, eine Spielmannsdichtung rheinischer Herkunft, in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts entstanden, zeigt aber sonst so zahlreiche Übereinstimmungen mit der Hornvariante A¹, wie sie insbesondere im agn. R. H. vorliegt, daß sie „nicht nur etwa aus einem gleichen Ausgangspunkt — etwa der Salomonsage — erklärt werden können, sondern ein direkter Zusammenhang zwischen beiden Werken bestehen muß. Ich (d. h. Deutschbein l. c. 54) halte es für kaum glaublich, daß ein Dichter in England und gleichzeitig einer in Deutschland auf den Gedanken kommen sollte, ein Gedicht auf die Salomonsage aufzubauen, in der Mitte dann zu einem anderen Typus (heimkehrender Gatte) überzugehen, um zum Schluß etwas gewaltsam und unpassend wieder in die Salomonsage einzulenken. Wir haben also hier ein auffälliges Beispiel für literarische Beziehungen zwischen Deutschland und England“.

Auch Gudrun, deren Abfassungszeit nach von der Leyen (l. c. 253) in das zweite Jahrzehnt des 13. Jh. zu setzen ist, weist große Ähnlichkeit mit der Hornvariante A¹ auf. Die Erkennung wird hier herbeigeführt durch die außerordentliche Schönheit der Jungfrau, Erzählung der eigenen Erlebnisse, Namensnennung, die falsche Todesbotschaft und den Ring. Freilich wird auch hier der Ring nicht in den Becher geworfen und der Herrin gebracht, ist Gudrun doch selbst als niedrige Magd am Strande, wo Herwig und Ortwin sie in Begleitung ihrer getreuen Jungfer beim Waschen treffen.

Es obliegt uns noch die Aufgabe, den Hergang der Erkennung in den nordenglischen Fassungen zu betrachten. Die beiden Gedichten gemeinsame Verfärbung des Ringes haben wir schon gewürdigt. In Hch., der sich im allgemeinen eng an R. H. anschließt, wirft Horn den Ring in den Becher und erhält von Rimenild darauf einen zweiten Trunk. Child (l. c. I, 192) meint, die Stelle sei verderbt, weil nicht erwähnt wird, daß die Braut den Ring gesehen und erkannt hat. Doch kann dies m. E. implicite aus dem Zusammenhang geschlossen werden: die Braut nimmt den zweiten Trunk zum Vorwand, um sich über Horns Anwesenheit Gewißheit zu verschaffen, nachdem ihr schon der Ring bewiesen hat, daß der Bettler mit Horn irgendwie liiert ist. Als sie dann ohne Umschweife erfährt, daß Horn wirklich da ist, wird sie ohnmächtig und muß auf ihr Zimmer geführt werden. Auch hier haben wir den Szenenwechsel, den Auftritt im Frauengemach, welcher ursprünglich der Salomonsage angehört und dort ganz am Platze ist. Die Hereinnahme dieses Motivs in den Typus des heimkehrenden Gatten ist kein glücklicher Griff; der unvermittelte Szenenwechsel im K. H. ist uns schon aufgefallen. Hch. versucht ihn mit der Ohnmacht Rimenilds

zu begründen. R. H. hat hier eine seltene, weise Beschränkung geübt und den Schauplatz nicht verändert.

Rimenild entbietet dann Haderof zu sich; der soll den König bitten, einen großen Festesjubiläum zu veranstalten, und dann im Garten „*paruink and we*“ sammeln, „*greses þat ben of main*“, wahrscheinlich damit sie ihr Gesicht verfärbe und sich unkenntlich mache. Dies und die folgenden Stellen deuten auf eine geplante Entführung hin: „*Bidd him go and me abide Rigt under 3on wode side*“ (1027/28) und „*When al þis folk is gon to play, He and y schal stele away, Bitvene þe day and þe nigt*“ (1030/32). Horn selbst aber, der überdies von der Treue seiner Geliebten überzeugt ist und von einer Liebesprobe Abstand nimmt („*Of trewe love Horn was wiis*“, 1041), entscheidet sich für das Turnier, und damit nimmt die Handlung den Verlauf wie im R. H.

In den Balladen (Hh.), welche ausschließlich die Heimkehr Horns zum Gegenstand haben, ist das Motiv der Entführung ganz konsequent durchgeführt. Ein Bettler erscheint am Tor und bittet um einen Trunk in Horns Namen. Da eilt die Braut selbst herbei, reicht den Trank und erhält den Becher mit dem Ring zurück. Die Erkennung erfolgt hier ohne Vorzögerung:

„O gat ye't by sea, or gat ye't by lan
Or gat ye't off a dead man's han?“
„I gat na't by sea, I gat na't by lan
But I gat it out of your own han.“ (D. 14.)

Die Braut ist bereit, alles zu opfern und dem Geliebten zu folgen, ja selbst Betteln zu gehen. Da läßt Horn seinen schäbigen Mantel fallen, verspricht, sie zur Herrin von mancher Stadt zu machen und entführt (nach C., G., H.) die Braut.

Das Entführungsmotiv, das deutlich schon im Hch. anklingt und in den Balladen ganz folgerichtig durchgeführt ist, stammt sicherlich aus der Salomosage. Deutschbein (pp. 62—65) widmet der Verbreitung der Salomosage in England ein eigenes Kapitel und weist nach, daß außer im Horn und Tristan (Kaufmannsformel in der Brautwerbungssage) der Einfluß dieser beliebten Spielmannsdichtung in einer agn. Satire auf die Frauen (List der sich scheintot stellenden Salme) und in den Balladen „Robinhood rescuing three squires“ (Kleidertausch, Auskunftserteilung, Galgenszene, Hornstoß) und „John Thomson and the Turk“ unverkennbar ist. Wo aber Child unter V, 1 ff. die letztere Ballade „und ihre Quelle einer ausführlichen Besprechung unterzogen hat“, konnte ich nicht ausfindig machen.

Wenn wir bei der Analyse der Erkennungsszene in den Horngedichten neben dem Ringmotiv, das den eigentlichen Gegenstand unsrer Untersuchung bildet, auch die noch vorkommenden Züge genauer betrachteten, so geschah es aus Erwägungen heraus, die wir am besten in Uhlands Worte (Schriften I 170—72) kleiden: „Wir verlangen noch ein besonderes Kennzeichen, woran die Sage als der andern durch Abstammung oder in der Seitenlinie verwandt erkannt werde. Die Ähnlichkeit darf nicht einfach aus den natürlichen Zuständen des älteren Volkslebens unmittelbar erklärbar sein, sondern muß sich auf zusammengesetztere Verhältnisse, weitere Umrisse und gewissermaßen konventionelle oder technische Anordnungen des Sagenstoffes erstrecken; zur Erklärung der Sage des einen Volkes muß die Kenntnis der Sage des anderen unentbehrlich sein, es muß uns in der letzteren plötzlich das Licht aufgehen, das wir in der ersteren, nicht mehr verstandenen vermißten.“

Einfluß bzw. Parallelen der Erkennungsszene im Horn.

Die Hornsage hat in Frankreich, und zwar in Weiterentwicklung des agn. R. H. eine merkwürdige Umbildung erfahren. In Ponthus und Sidonia ist die ursprüngliche Wikingersage zu einem französischen Familienroman geworden, Horn erscheint als Muster später ritterlicher Konvention. Nach Gaston Paris (Rom. XXVI, 468—70) wurde dieser Prosaroman um 1387 von Charles de la Tour Landry verfaßt. Jeder wesentliche Zug des R. H. ist beibehalten, doch sind die meisten Helden zu historischen Persönlichkeiten aus Anjou und der Bretagne umgestaltet, der Schauplatz der Handlung ist nach Galicien im nordwestlichen Spanien, Britannien (=Suddene) und England (=Westir) verlegt. Dieser Roman war nicht nur in Frankreich sehr beliebt, sondern wurde auch im Ausland verbreitet. Die Grundlage für alle vorhandenen deutschen Hss. und Drucke ist die Übersetzung von Erzherzogin Leonore, der schottischen Gemahlin Sigismunds. Sehr bald wurde Ponthus auch ins Englische übersetzt, und zwar, wie Mather (l. c. XL) nachweist, ziemlich wörtlich. Es existieren 2 Hss. und 3 Drucke, wovon der Druck von Wynkyn de Worde (1511) der bekannteste ist. Ich zitiere nach Hs. Digby No. 185 der Bodleiana, ca. 1450, die von Mather P M L A A vol. XII 1897 mit einer wertvollen Einleitung veröffentlicht wurde. Unser Ringszene entspricht dort eine Stelle im Kapitel XXVI, das so zusammengefaßt ist: „How Ponthus returned to Litle Bretayn; and there he chaunged gounes with a pouere pylgreme, and went to the feste of the king of Burgone and of Sydone. How Sydone gave

drynk to hym, as to a pouere man, and she knewe hym by the ryng that he lete fall into the cupp. How Ponthus come dysgyssed to the iustying wher as of aventure he slewe the kyng of Burgone."

Die Hornsage hat aber auch außerdem in England besonders in ihrem novellistischen Teil weiter gewirkt. In Kapitel V der *Gesta Herewardi Saxonis* findet sich eine eigenartige und in mancher Beziehung abweichende Version unserer Hornnovelle. Hereward, dessen Geschichte nur in lateinischer Sprache erhalten und von dem Mönch Richard von Ely in der ersten Hälfte des 12. Jh. verfaßt worden ist, wurde „doch sicher im 12. Jh. auch englisch niedergeschrieben und verbreitet“ (Wülker I. c. 85). Ward (I. c. 449) und Deutschbein (I. c. 55) ist die Verwandtschaft aufgefallen, welche König Alef von Cornwall (Hereward) und Aaluf des R. H. in den Namensformen zeigen. Auch Sozonović (I. c. 334) meint, die Namen könnten zusammenhängen. Unmöglich wäre dies nicht. Ely liegt im Verbreitungsgebiet der Hornsage; auch die Abfassungszeit der *Gesta* (ca. 1150; cf. Liebermann, „Über ostenglische Geschichtsquellen“, *Neues Archiv der Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde* Bd. 18 pp. 225—267) würde dieser Annahme nicht entgegenstehen. Ja, Ward (ibidem) behauptet sogar: „Another early version of the English poem (d. h. K. H.) has supplied some of the incidents of the work *De gestis Herewardi Saxonis*.“

Die Szene, in welcher Hereward sich mit drei Genossen in Vertretung des irischen Prinzen aufmacht, die militärische Gesandtschaft zu befreien und gleichzeitig die Königstochter von Cornwall ihrem Bräutigam zuzuführen, hat zum Teil bemerkenswerte Übereinstimmungen mit der Hornnovelle. Auch hier ist das Hochzeitsfest mit einem zweiten Freier im Gang, und die junge Braut kredenzt den Fremden, die sich zum Schmaus eingefunden haben, den Becher. Hereward wird von ihr trotz seines entstellten Gesichtes halb erkannt, und als er gar sich weigert, vom Wein zu trinken oder dem Spielmann zuzuhören, bevor nicht die Prinzessin selbst ihm den Trank gereicht habe, ist sie sicher, daß der Fremde Hereward ist, und unbemerkt von der übrigen Hochzeitsgesellschaft, wirft sie ihm einen Ring an die Brust. Der weitere Verlauf, in dem Hereward durch einen Lai die Gefangenen befreit, zeigt große Verwandtschaft mit Rother. Trotz mancher Übereinstimmungen mit der Erkennungsszene im Horn sehen wir hier das Ringmotiv wesentlich abgeändert und verdunkelt.

Noch stärker tritt dies in der Briansage bei *Laȝamon* (30666 ff.) in Erscheinung. Während bei Geoffrey of Monmouth (XII. Buch, cap. 2 ff.) Brian bei seinem Versuch, den Zauberer

Eadurines zu töten, von seiner kriegsgefangenen Schwester an der Stimme erkannt wird, erscheint im Lažamon, der „aus anderen Sagen, auch aus der Hornsage, eine Reihe von Zügen, nicht gerade zum Vorteil der alten Erzählung, entlehnt hat“, wieder der Ring. „Das Erkennen der Geschwister erfolgt hier in der Halle des Königs selbst, dieser nämlich hat ein Fest veranstaltet, zu dem die Bettler geladen sind, der König, die Königin und alle Mädchen gehen umher und schenken ein. Auch die Schwester Brians bringt ihrem Bruder einen Becher, und als sie ihn erkennt, zieht sie einen Ring von ihrer Hand und schenkt ihn dem Bettler, damit dieser sich ein neues Gewand kaufen könne. Jetzt weiß Brian, daß seine Schwester ihn erkannt hat (!) — sie zieht sich in eine Fensternische zurück, wo Brian von ihr die gewünschte Auskunft über den Zauberer erhält . . . — Diese Szene im königlichen Palast, wo die Schwester dem Bruder den Becher reicht, und die Erkennung zwischen beiden durch einen Ring herbeigeführt wird, halte ich (d. h. Deutschbein p. 60) für eine ungeschickte Nachahmung der Hornnovelle; denn die ganze Handlung entbehrt einer weiteren Begründung — vor allem ist hier der Ring als Erkennungszeichen sehr gezwungen, während er in der Hornnovelle am Platze ist. Wißmann (King Horn S. 111) führt also unsere Stelle im Lažamon mit Unrecht als Beweis dafür an, daß einzelne Züge des Horngedichtes ganz allgemeiner Natur wären und sie jeder Spielmann nach Belieben verwenden könnte.“

Einen merkwürdigen Gebrauch von Ring und Becher macht Tristan, der zwischen 1155 und 1170 von einem agln. Dichter Thomas verfaßt wurde und nur als Bruchstück auf uns gekommen ist (Bruce l. c. 157 Anm. 6). Der Urtristan, auf den die Forschung alle vorhandenen Tristanversionen zurückführt, läßt sich nicht früher als 1155 ansetzen. Die noch späteren Datierungsversuche von Miß Schoepperle (l. c. 120 ff.) hat F. Lot (Romania XLIII, 128 f.) entkräftet. So wäre die erste literarische Fassung des Tristan jünger als der frz. Hornroman, der noch in die erste Hälfte des 12. Jh. gehört. Dadurch wird teilweise auch die Tatsache erklärt, daß Tristan das Sagenschema des heimkehrenden Gatten nicht in so ursprünglicher Form erhalten hat. — Bei seinen wiederholten Versuchen, sich verkleidet der Geliebten zu nähern, bedient sich Tristan einmal eines von Isolde geschenkten Ringes, den er durch seine Freunde der Königin zukommen läßt. Diese erkennt an dem Ring, daß sie einen Boten ihres Geliebten vor sich hat, und daß dieser in der Nähe weilt. (Le Roman de Tristan par Thomas, p. p. J. Bédier, p. 332 ff.) — Ein zweites Mal weiß Tristan der Isolde bei einem Kirchgang entgegenzutreten und ihr einen Becher vorzuweisen,

den sie einst ihm geschenkt hat. Isolde erinnert sich des Bechers, und an dem Äußeren des Bettlers merkt sie, daß Tristan vor ihr steht. Sie ist im Begriff, dem Bettler einen goldenen Ring zu geben, doch wird sie durch die Scheltworte Brangaines davon abgehalten. — Deutschbein (l. c. 44) möchte in diesen Szenen modifizierte, abgeschwächte Typen des heimkehrenden Gatten erblicken. Das Motiv vom Ring im Becher ist wohl dem Thomas vom Kontinent zuge tragen worden und ist von ihm in selbständiger Weise umgestaltet und mit anderem Inhalt erfüllt worden. Jedenfalls haben die Angelsachsen an der Ausgestaltung der Tristansage keinen Anteil.

Die Heimkehrsage der Kreuzzugszeit.

Wenn wir nun von England auf den Kontinent gehen und nach dem Vorkommen des Ringes Ausschau halten, so müssen wir zunächst einmal feststellen, daß der Ring sich in den Heimkehrsagen ursprünglich nicht findet. Die älteste Version auf deutschem Boden ist die Erzählung vom schwäbischen Grafen Nodabrich und seiner Gemahlin Wendelgart (bei Ekkehard IV in den *Casus St. Galli*, cap. 84) aus dem Anfang des XI. Jh. Hier erkennt die Gattin, welche inzwischen den Schleier genommen hatte und nur am Jahrestag des Abschiedes nach Buchhorn geht, um die Armen zu beschenken, ihren totgeglaubten, jedoch aus langjähriger ungarischer Gefangenschaft zurückgekehrten Gatten an einer Narbe an der Hand. Diese Erzählung mag vielleicht auf eine spezifisch historische Begebenheit zurückgehen; drum ist sie für unsere Beweisführung nicht ausschlaggebend. Doch fällt eine Erzählung im afz. Roman *de Renart*, der in der Picardie um 1200 entstanden ist, also unserem Horn örtlich und zeitlich näher steht, schon schwerer ins Gewicht. Hier handelt es sich um ein frei erfundenes Sagenschema. Der Fuchs kehrt nach langer Abwesenheit heim, nachdem er in die Kufe eines Färbers geraten war und dadurch ein rötlches Fell erhalten hatte. Seine Frau ist im Begriff, den Kater Pouset zu heiraten und erkennt auch ihren Gatten nicht, der als Spielmann verkleidet der Hochzeitsfeier beiwohnt. Der listige Fuchs trägt sein bestes Repertoire vor, versteht es unter einem nichtigen Vorwand den lästigen Nebenbuhler wegzuschicken, und setzt sich mit Gewalt in seine alten Rechte ein. — J. Grimm (Reinhart Fuchs CXXVIII) meint dazu: „Diese ganze Branche von dem gelben Fuchs und der gestörten Hochzeit scheint mir uralte.“

Nach Sozonović (l. c. 268 ff.) ist die älteste Heimkehrsage die Geschichte von Raimund von Bousquet, einem tolosanischen Ritter, die bei Fauriel (l. c. I, 435—448) ausführlich wiedergegeben

ist. Die Erzählung wurde zu Ende des 10. bzw. Anfang des 11. Jh. von einem Priester Bernard aus Angers aufgezeichnet und ist eine von 22 Mirakelgeschichten, die im Kloster von Conques in der alten Gebirgslandschaft Rouergue (Département Aveyron) zu Ehren der Schutzpatronin „sainte Foi“ erzählt wurden. — Raimond unternimmt eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, erleidet jedoch Schiffbruch; sein Diener rettet sich ans Land und kehrt mit der Todesbotschaft des Herrn heim. Die Herrin von Bousquet hat nichts Eiligeres zu tun, als sich und den Herrensitz einem andern Mann auszuliefern. Raimond hingegen, der inzwischen die Hilfe der «sainte Foi» erfahren hatte, wird nach dreitägigem Schwimmen auf einer Planke von Piraten aus Turlande aufgefischt und in deren Kriegsdienste genommen. Trotz persönlicher Tapferkeit gerät er der Reihe nach in die Kriegsgefangenschaft der Barbariner (Berber), der Sarazenen von Cordova und schließlich des Don Sancho von Castilien. Dieser erfährt die Leidensgeschichte unseres Helden und entläßt ihn nach Hause, wozu ihn auch ein Traumgesicht der sainte Foi auffordert. In der Nähe seiner Heimat hört er von der Wiedervermählung seiner Frau und hält sich vorerst in einer Bauernhütte versteckt, um weitere Eingebungen seiner Schutzheiligen abzuwarten. Fünfzehn Jahre war er abwesend gewesen. Während eines Bades erkennt ihn die bedienende Frau, die einst seine Konkubine gewesen war, an einem Mal am Körper. Die Kunde von der Rückkehr des rechtmäßigen Herrn von Bousquet dringt ins Schloß, wo man sich des unbequemen Heimkehrers entledigen will. Doch gelingt es Raimond, der bei einem benachbarten Gutsherrn Hilfe gefunden hat, den Usurpator zu verjagen. Seine Frau weist er ab, da er ihr zwar die zweite Heirat, aber niemals den Mordanschlag verzeihen konnte. — Die Geschichte ist nur in einzelnen Episoden (Sarazenenkämpfe) historisch. Im Grunde handelt es sich nach Fauriel (l. c. 448) um eine „fiction romanesque“, die in ihrem Aufbau und in einigen Details auf die Odyssee zurückgehen, doch in der vorliegenden, nach der Aussage des Verfassers Bernard verkürzten Form das Werk eines Jongleurs sein mag. Wesentlich für unsere Betrachtung ist jedenfalls, daß auch hier sich das Ringmotiv nicht findet, während doch Fahrt ins gelobte Land, Schiffbruch, Kriegsgefangenschaft bei Sarazenen, Schutzpatronat und anderes mehr an den Heimkehrertypus der späteren Kreuzzüge gemahnen.

a) Die Lokalsage.

Die Geschichte des Gerhard von Hohenbach bei Caesarius von Heisterbach in seinem Dialogus Miraculorum (c. 1220) ist die älteste Version und möglicherweise unmittelbar oder mittelbar die Quelle

der folgenden (Tettau l. c. 284) Heimkehrsagen, deren Grundaufbau durch folgende Motive gekennzeichnet ist: Kriegs- oder Pilgerfahrt in den Osten, 7 Jahre Abwesenheit, wunderbare Benachrichtigung von bevorstehender zweiter Vermählung der zurückgelassenen Frau, rechtzeitige Rückkehr auf übernatürliche Weise am Hochzeitstag, unerkannter Eintritt in das eigene Haus und Wiedererkennung mittels eines in den Becher geworfenen Rings, worauf meist eine gütliche Auseinandersetzung mit dem jüngeren Freier das Ganze beschließt.

Man hat die Heimkehrsage auf die altgermanische Mythologie zurückführen wollen (cf. Grimm, D. Myth. 41875, p. 859), namentlich Wolf und Müller-Schambach gehen hier sehr weit. Ersterer (J. W. Wolf, Die Mantelfahrt, Ztschr. f. deutsche Mythologie I, 63) macht den methodischen Fehler, daß er nur die übernatürliche Rückkehr behandelt; letztere (Müller-Schambach pp. 389—419) ziehen nur die Fahrt in den Osten in Betracht. Aber die Analogie der beiden ersten Punkte (Fahrt in den Osten, urplötzliche Rückkehr des Abwesenden auf übernatürliche Weise) mit Überlieferungen von alt-nordischen Gottheiten (beide betrachten diese Züge als auf einen ursprünglichen Wodanmythos zurückgehend), berechtigt noch keine Folgerung auf gemeinsamen Ursprung (s. a. Tettau, l. c. 278). „Wie man über den Ursprung dieser einzelnen Sagenelemente denken mag, sicher ist für den oben aufgestellten, weitverbreiteten Typus eben die Verbindung der Sagenelemente charakteristisch, und sie darf vor allem nicht außer acht gelassen werden, wenn man das zunächst und unzweifelhaft Zusammengehörige festhalten, entferntere und unsichere Beziehungen aber ausschließen will“ (Voß pp. 432 f.).

Unser Heimkehrtypus hat einen kulturgeschichtlichen Hintergrund und entstammt der Kreuzfahrerzeit, „when crusaders abode long in the Holy Land and their disconsolate dames received no tidings of their husbands“ (Scott l. c. 654). Alle hierher gehörigen Sagen „weisen auf einen gemeinsamen Ursprung hin und stimmen trotz der verschiedenen Träger der Begebenheiten, trotz der wechselnden Örtlichkeiten und trotz abweichender Gestaltung im einzelnen in den Hauptpunkten überein“ (Müller-Schambach l. c. 393).

Im allgemeinen beschränke ich mich im folgenden nur auf die Heimkehrsagen, in welchen unser Motiv (Ring in Becher) ungeschmälert vorkommt. Von diesem Verfahren weiche ich nur dann ab, wenn die betreffenden Varianten Licht auf das weitere Schicksal unsres Sagenzuges werfen. Auch nehme ich von ausführlichen Inhaltsangaben der einzelnen Sagen Abstand. Diese finden sich zum Teil bei Child (l. c. I, 187 ff.), bei Tettau (l. c. 243 ff.), Reifferscheid (l. c. 155 ff.), Beer (l. c. 35 ff.), Feifalik (l. c. XXIX, 85 ff.) u. a., vor

allem aber in mustergültiger Anordnung bei Sozonovič, auf den ich erst in letzter Stunde durch eine bibliographische Notiz bei Friedrich S. Krauss, Allgemeine Methodik der Volkskunde JBRPh. IV, 3, p. 106—107 aufmerksam wurde. Mit einer schweren Büchergelehrsamkeit ausgerüstet und mit den folkloristischen Arbeitsmethoden wohl vertraut, beschäftigt sich dieser Russe in seinem Werk: Zur Frage über den abendländischen Einfluß auf die slavische und russische Literatur, Warschau 1898, in der 2. Abhandlung von pp. 260—547 mit dem „poetischen Motiv von der unverhofften Rückkehr des Gatten zur Zeit der Hochzeit seiner Frau, die just im Begriffe ist, sich einem andern anzuvertrauen“. In dem Kapitel 11 liefert Sozonovič eine eingehende Betrachtung über den Einfluß der Kreuzzüge auf die Verbreitung des Sujets in der europäischen Poesie, und darauf in Kap. 12—15 analysiert er die frz., ital., spanisch-portug. und englischen Fassungen. Daran schließen sich die deutschen (Kap. 16), west- und südslavischen (Kap. 17 u. 18), albanischen, neugriechischen und rumänischen (Kap. 19), sowie die russischen Parallelen in der Epik (Bylinen) (Kap. 20) und letztlich die orientalischen (Kap. 21).

Im Gerhard von Hohenbach sind folgende Züge bemerkenswert: Der Held ist ein Verehrer des hl. Thomas und unternimmt eine Wallfahrt an dessen Grab. Vor der Trennung bricht er einen Ring mit seiner Gattin und heißt sie, ihn binnen 5 Jahren zurückzuerwarten. Die Ringteilung findet sich in den meisten hierher gehörigen Sagen, ist schon in der alten Sitte verkörpert gewesen und kam wohl von da her in unseren Heimkehrtypus herein. Die Salomosage kennt jedenfalls die Ringteilung nicht (s. jedoch p. 93 f.). Rochholz (l. c. II, 115) zitiert in diesem Zusammenhang Gregor von Tours, deutsch v. Giesebrecht 2, 271. Fredegar cap. 11 erzählt, wie Childerich, König Merovechs Sohn, aus dem Reiche vertrieben, mit seinem Diener Wiomad ein Goldstück bricht zum Zeichen steter Treue, dann nach Byzanz flieht, dorten durch die ihm zugeschickte Hälfte des Goldguldens zur Rückkehr gemahnt wird und von seinem Reich glücklich wieder Besitz ergreift. Und weiter berichtet Rochholz (l. c. II, 116): „Neuere Ausgrabungen haben vielfach auf solche Ringstücke geführt, die als Zeichen unverbrüchlicher Treue einst mit dem Geliebten gebrochen, ja, wie der Augenschein beweist, entzweigeschnitten und so ins Grab mitgenommen wurden zum Zeichen, daß die Liebe über den Tod hinaus dauere.“

Dem Gerhard von Hohenbach steht örtlich und zeitlich nahe „Der gute Gerhard und die dankbaren Toten“ (hg. Simrock, Bonn 1856), der von Rudolf von Ems um 1250 verfaßt

worden ist. J. Grimm (Altdeutsche Blätter I, 289) hält die Dialoge des niederrheinischen Caesarius heisterbacensis für die Quelle bzw. den Gerhard von Hohenbach. Auch der Name läßt auf Zusammenhang schließen. Der gute Gerhard ist eine Rahmenerzählung. In ihr kommt auch unsere Heimkehrszene und der Ring als Erkennungszeichen vor. Der gute Gerhard, der seinen Namen wirklich verdient, kommt von einer Fahrt in den Osten statt mit Waren mit einem unnötigen Ballast zurück. Er hat eine norwegische Königstochter aus marokkanischer Gefangenschaft losgekauft und nach Köln gebracht. Dort hält er ihretwegen ein großes Haus und erwartet Weissagen von dem Bräutigam, König Wilhelm von England. Da sonderbarerweise keine Nachricht eintrifft, entschließt sich der gute Gerhard, die Königstochter seinem braven Sohn zu vermählen. Am Tag der Hochzeit erscheint während des Mahles ein fremder junger Mann in zerrissener Kleidung und blickt unverwandt auf die Braut. Er gesteht schließlich auf Gerhards Drängen, daß er Wilhelm von England sei, der seit Jahren schon auf der Suche nach seiner verschollenen Braut ist. Gerhards Sohn entsagt, während die Braut erst einwilligt, nachdem der junge Wilhelm ihre Zweifel durch den Ring an seiner Hand beseitigt hat. — Es fehlt der Becher, auch hat hier die Heimkehrsage ganz untergeordneten Charakter; aber auch eine solche Verwendung gestattet einen Rückschluß auf die Verbreitung der Fabel.

Dem Werke Rudolfs auffallend ähnlich, aber viel kürzer und ganz judaisiert ist eine von den sog. „Erzählungen des Rabbi Nissim“, welcher der Herausgeber (Jellinek, Ad., Betha-Midrash, 5. Teil, S. XXXVII u. 136—138, Wien 1873) ein hohes Alter zuschreibt. In dieser jüdischen Legende weist sich aber der Zurückgekehrte nicht durch einen Ring, sondern durch den Verlobungskontrakt aus. Auch weiß er noch ein besonderes Kennzeichen am Körper der Braut anzugeben (Landau l. c. 205).

Der edle Moringer ist neben Gerhard von Hohenbach die einzige deutsche und außerdeutsche Version, in welcher der Apostel Thomas eine Rolle spielt. Man übertrug auf den Minnesänger Heinrich von Morungen die Sage, und zwar in der besonderen Form der Legende vom frommen Thomasverehrer, weil er von 1213—21 dem Meißener Thomasstift seinen Ehrensold übermacht hatte, vielleicht überdies, weil er noch eine mit besonderen Umständen verknüpfte Orientfahrt Dietrichs von Meißen mitmachte oder mitgemacht haben sollte. Der junge Herr von Neifen ist der Minnesänger Gotfrid von Neifen, der später als Heinrich von Morungen dichtete und daher gut die Rolle des jüngeren Nebenbuhlers übernehmen konnte.

Interessant ist es, wie das Andenken an die Dichter des XIII. Jh. nun auch in der Volkssage und Volksballade fortwirkte, nachdem ihr Leben schon in der Schultradition der Meistersinger ins Legendenhafte gezogen worden war. Der edle Moringer wurde so der Held einer beliebten Volksballade, die am Schluß des XIII. oder in der ersten Hälfte des XIV. Jh. entstanden, im XV. Jh. vielfach gesungen wurde und noch bis ins XVII. Jh. hinein gedruckt wurde. — Neben dieser von J. Grimm (Meistergesang 184) und dann bes. von Vogt (PBB. XII, 431 f.) aufgestellten Theorie will ich der Vollständigkeit halber die Ansicht Uhlands (l. c. p. 286 ff.) und Tettaus (l. c. 250 ff.) nicht verschweigen, zumal sie auch viel für sich hat. Der edle Moringer ist uns in 3 Redaktionen erhalten. A = Veesenmeyersche, auf der Ulmer Stadtbibl. 1459 (Uhland hält die Zahl 1359 der Hs. für einen Schreibfehler!); B = Thomanns Chronik in verschiedenen Hss.; C = Wernigerode, Gräfl. Stolbergsche Bibl. (abweichender und verderbter Text). Auffallend ist die besondere Beliebtheit der Sage in Schwaben. Thomann, Kaplan zu St. Leonhard in Weißenhorn 1533, berichtet, daß in diesem unweit Ulm gelegenen Städtchen das Lied gesungen wurde, und erwähnt einen dort befindlichen Grabstein auf den Namen Albert v. Neiffen 1306. Aus einem alten Kalender hat man drei weitere Neuffen ausgegraben, die merkwürdigerweise alle im gleichen Jahre 1349 gestorben zu sein scheinen (schwarzer Tod!). Unter ihnen findet sich eine Frau v. Neuffen, Gräfin von Marstetten, die sich Möringerin genannt hat, 11. Mai. Urkundlich steht fest, daß Marstetten schon ein Jahrhundert früher an die Neuffen gekommen ist. Drum sieht Tettau den geschichtlichen Prototyp des edlen Moringers in Gottfried Graf von Marstetten (1. Hälfte XIII. Jh.), dessen Tochter Jutta Gräfin von Marstetten den jungen Berthold von Nifen geheiratet hat. Der Ort Moringen (mit einem Mohrenkopf im Wappen), die Stadt Neiffen und die Burgruine Marstetten sind in Württemberg. Der oben erwähnte Minnesänger Gottfried von Neiffen stammt ebenfalls aus diesem alten Geschlecht, das zu den treuesten Anhängern der Hohenstaufen gehörte, aber schon Mitte des XIV. Jh. erlosch. — Ich möchte beiden Theorien ein gewisses Recht lassen und glaube, daß die Verbindung der in Schwaben bodenständigen Sage mit dem gleichnamigen niederdeutschen Minnesänger von Morungen gerade durch jenen Gottfried von Neiffen herbeigeführt wurde, dessen Name und Beruf in der Volksphantasie späterer Tage die Assoziation mit dem ebenfalls noch gefeierten niedersächsischen älteren Minnesänger erleichterte. Wenn selbst die kritische Forschung die Verhältnisse nicht mehr scharf scheiden kann, wieviel weniger mag der üppig rankenden Volksphantasie jener nach-

geborenen Zeit an der Auseinanderhaltung der verschiedenen Persönlichkeiten gelegen haben.

Thomanns Chronik, die in der Sammlung deutscher Volkslieder von Büsching und v. d. Hagen, Berlin 1807, auch (l. c. 654) Scott zugänglich war, liegt seiner 1819 erfolgten Übertragung zugrunde. Im „Noble Moringer“ wie auch in den älteren Versionen erzählt der Heimkehrer sein Leid in einem Lied. Dies ist ein alter Zug in der Erkennungsszene (cf. K. H. Variante B., Tristan und Rother I). Die Gattin ist gerührt und schickt den Mundschenk mit einem Becher Wein zu dem armen Pilger:

„It was the noble Moringer that dropped amid the wine
A bridal ring of burning gold, so costly and so fine.
Now listen, gentles, to my song, it tells you but the sooth,
’Twas with that very ring of gold he pledged his bridal truth.“

Er ersucht den Schenken, den Becher der Dame zurückzureichen:

„The ring hath caught the lady’s eye, she views it close and near;
Then might you hear her shriek aloud, ‘The Moringer is
[here]!’

Then might you see her start from seat, white tears in tor-
[rents fell,

But whether ’twas for joy or woe, the ladies best can tell.“

This ballad suggested to Tieck the plot of one of his dramas, and it has just lately been made the subject of an opera by Mr. Marcellus Higgs“ (Lee l. c. 346).

Von einem Grafen von Sayn bei Koblenz am Rhein wird die gleiche Geschichte erzählt. Er wird durch ein Traumgesicht aufgefordert, gegen die Heiden im heiligen Land zu kämpfen. Seine darauf folgenden Erlebnisse decken sich genau mit denen des edlen Moringer. Die von Axon (l. c. 461) angezogene Bibliographie „Snowe’s Legends of the Rhine“, wo sich die Sage findet, war mir nicht zugänglich.

Die Verschmelzung des edlen Moringer mit dem Abenteuerroman „Herzog Ernst“ führte zu einer besonderen Ausgestaltung unserer Moringersage in Niederdeutschland, und es entstanden eine Reihe von Dichtungen, in welchen ein Fürst aus Braunschweig, bald namenlos, bald unter dem Namen Herzog Heinrichs des Löwen, den Helden abgibt.

Reinfrît von Braunschweig (ca. 1300) ist die älteste Version. Die 2. Hälfte der Romanze fehlt; es fehlt somit auch die Erkennungsszene. Goedeke (Reinfr. v. Br. p. 89) vermutet, daß der

Halbring in der Folge von einem Betrüger mißbraucht worden ist, da der Scheidende seiner Gattin einschärft, einem Gerücht von seinem Tod erst bei Vorweis des Ringes zu glauben. Ein Ring wird so verwendet in der „Hahnkrähe bei Breslau“ (Kerns Schlesische Sagenchronik p. 151). Hier ist der allgemeine Charakter des „Herzog Heinrich“ gewahrt, nur mit dem Unterschied, daß der von einem bösen Geist durch die Luft Getragene nicht von seinem treuen Löwen, sondern durch einen Hahnenschrei rechtzeitig aufgeweckt wird und so den Teufel um seine Seele prellt.

Ich möchte an dieser Stelle auch die Geschichte von dem Markgrafenprätendenten anführen, der 1348 in Magdeburg als Pilger verkleidet auftrat, um einen Trunk Wein von der erzbischöflichen Tafel nachsuchte und beim Trinken den Siegelring des Markgrafen Waldemar von seinem Mund in den Becher gleiten ließ. Nun hatte man den Markgrafen schon längst tot geglaubt, als dieser Mann mit dem Ring den Anspruch erhob, der wahre Waldemar zu sein. Klöden, Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar, p. 189f.

Wenn wir uns nun zur Sage von Heinrich dem Löwen wenden, so stellen wir mit Goedeke (Reinfrít v. Braunschweig, Hannover 1851, p. 90) und mit Feifalik (l. c. XXXII 322f.) fest, daß der Name Heinrich erst später und mit Beziehung auf den historischen Löwenherzog in die Sage gekommen ist. Die Version des Michel Wissenhaere, ein Gedicht von 98 siebenzeiligen Strophen, im XV. Jh. entstanden und erstmals abgedruckt bei Maßman (Denkmäler deutsch. Spr. u. Lit. p. 122), geht nach Uhland und Bartsch auf das Moringerlied zurück; Tettau nimmt als Zwischenglied den Reinfrít an. Der noch im Moringer unversehrte Fingerreif wird hier beim Abschied der Gatten geteilt; das wilde Heer wird eingeführt, und die Reise durch die Luft in Begleitung des Löwen wird ein stehendes Motiv der Sage. Diese Redaktion ist die Quelle zu dem deutschen Volkslied (abgedruckt 1565 im Augsburger Meistergesangbuch). Hier beginnt die Erzählung nicht mit dem Traumgesicht, sondern der Held zieht aus, um Ruhm zu erlangen und Abenteuer zu bestehen. Von der Teilung des Ringes erfahren wir erst am Ende, als der heimkehrende Gatte seinen Halbring in den Becher wirft. Dieses aus 140 achtzeiligen Strophen bestehende Reimgedicht ist von Heinrich Götting (Dresden 1585), einem Maler, verfaßt worden. Darauf gehen wiederum die Prosaversion im Volksbuch und eine Anzahl dramatischer Bearbeitungen zurück. Es bestehen von der gleichen Sage auch drei Meistersingerlieder (aus der 2. Hälfte des 16. Jh.), von denen das des Hans Sachs, Historia, Nbg.

1578, hier genannt sein soll. Die Quelle ist nach seiner Angabe „die sächsische Chronik“. Tettau (l. c. 270ff.) meint, es handle sich bei dieser Notiz um ein verloren gegangenes niederdeutsches Volkslied, das auch die Quelle für die nordischen Fassungen gewesen sei. Da die Fahrten und Abenteuer in den nordischen Fassungen noch nicht so gehäuft sind, wie es in den deutschen Bearbeitungen dank des späteren Einflusses des Herzog Ernst der Fall ist, muß die Wanderung zu den germanischen Stammesgenossen ziemlich früh erfolgt sein. Diese Sagenwanderung als solche braucht nicht zu verwundern (cf. Thidrekssaga).

Von der dänischen Ballade existieren zwei Fassungen. Version A, obwohl vom 16. Jh., erwähnt den Ring nicht. Dagegen findet in B aus einer Hs. des XVII. Jh. (Grundtvig No. 114) die Herzogin auf Bechersgrund den Halbring; im Anfang des Gedichts ist der Ringteilung jedoch nicht gedacht, auch fehlen die Verse, in welchen der Becher dem Waller gereicht und der Gattin zurückgegeben werden sollte. Aber es heißt: die Frau trank den Rest und fand den Halbring. Der zweite Freier erhält (wie im Moringer und Hans Sachs) die Hand der Tochter.

Die schwedische Ballade Hertik Henrik aus einer Sammlung Ende 18 Jh. (abgedr. Arwidsson No. 168; II, 422) weist die einzelnen Motive des Heimkehrertypus ziemlich vollständig auf. Es fehlt auch nicht die Ringteilung beim Abschied, noch der Nachricht vermittelnde Schäfer bei der Rückkehr, noch vor allem der Halbring im Becher.

Die vlämische Ballade, die aus 65 vierzeiligen Stansen besteht, reicht vielleicht bis ins 15. Jh. zurück und ist u. a. abgedruckt in v. d. Hagens Germania VIII, 359. Die Ringteilung, die siebenjährige Abwesenheit im Krieg, die verzweifelte Lage in der Wüste, ein Schiff als deus ex machina, an Bord ein Teufel, Benachrichtigung von bevorstehender Hochzeit, Handel mit dem bösen Feind um eine Luftreise für den Preis der Seele bei eintretendem Schlaf, der brüllende Löwe, Hochzeitsmahl, Bitte um einen Trunk, willfähriges Entgegenkommen der Braut und Gattin, Becher und Halbring, freudiges Erkennen — alles ist da zum Beweis, daß der Sagentypus rein erhalten ist.

Die Sage von dem Braunschweiger ist auch zu den Slaven gedrungen. Es existiert ein böhmisches Volksbuch in zwei Redaktionen: A = eine Prosaauflösung eines Gedichtes. Die Hs. ist in Prag. Das Original soll nach Child (l. c. I, 196) Ende XIII., Anfang XIV. Jh. anzusetzen sein. B ist eine Abkürzung und Umwandlung von A. unter Verderbung der Eigennamen. Was die Ab-

drucke dieser beiden Versionen anlangt, so verweise ich auf Feifalik (l. c. XXIX, p. 84 Anm.).

In A ist die Hauptperson in zwei Gestalten getrennt, und die Erzählung ist in eine böhmische Wappensage umgewandelt. Der erste Teil handelt neben mancherlei Abenteuern von der Brautwerbung Stillfrieds von Böhmen für seinen Sohn, was ganz gegen die konventionelle mittelalterliche Auffassung ist. Der zweite Teil erzählt, wie Bruncvík das stille Eheglück verläßt und eine bunte Reihe von Abenteuern im Stile des Herzog Ernst besteht, um nach sieben Jahren heimzukehren. König Astronomus will gerade seine Tochter Neomenia in zweiter Ehe dem Cleofas von Assyrien vermählen. Br. geht aufs Schloß, und bei dem Gelage wird ihm der Pokal gereicht, aus dem Neomenia und Cleofas getrunken haben. Bruncvík wirft den Ring in den Pokal, geht eilends aus der Burg, auf deren Pforte er schreibt, daß der sieben Jahre Abwesende wiedergekehrt sei. Neomenia erkennt den Ring. Cleofas ist betrübt und reitet mit 30 Reitern dem Bruncvík nach, um ihn zu verderben. Das Schwert verrichtet wieder die bewährten guten Dienste mit der Zauberformel: Kopf ab. Der Löwe zerreißt den Rest. Bruncvík zieht auf sein Schloß, aus dem ihm Neomenia und ihr Vater freudig entgegenziehen. Der Löwe kommt statt des Adlers ins Wappen. — Keine der erhaltenen deutschen Fassungen ist die Quelle. Mancher wichtige Zug wie die Erzählung vom Ring ist verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt. Manches Moment (Schwert) gewinnt an Bedeutung. Feifalik (l. c. XXIX, p. 97) schließt auf ein dem Reinfrit nahestehendes vermißtes deutsches Gedicht von Stillfried. Dem widerspricht Tettau (l. c. 265 Fußnote): es ist keine Spur von einem solchen Gedicht vorhanden; die Wandlung des Namens Reinfrit-Stillfried bei Übergang der Sage von einem Volk zum andern kann nicht übermäßig auffallen.

Auch die Redaktion B hat ihre Schicksale. Sie liegt dem russischen Volksbuch zugrunde, das zwar nie gedruckt wurde, doch in mehreren Hss. vorhanden ist, welche allerdings nicht über das 17. Jh. zurückgehen. Der vermutliche Weg weist über Polen: „Die Vermittlung der polnischen Literatur war die gewöhnliche Straße, auf welcher den Russen literarische Produkte des Westens zugeführt wurden, besonders auch dessen Volksbücher. Doch fehlt eine polnische Version bis jetzt“ (Feifalik l. c. XXXII, p. 328). Oder böhmische Reisende waren die Vermittler. Die Zeit der Einwanderung ist vermutlich das 16. Jh. Die Branche von Stillfried erscheint hier nicht, wenn auch zu Eingang des Bruncvig des Stillfried als *Styrdarf* (< *Styrfard* < *Stilfrid*) Erwähnung getan wird.

Schwaben, und zwar hier wiederum die Gegend um den Bodensee, hat die Heimkehrsage besonders gepflegt und dabei auch Ring wie Becher recht treu bewahrt. Neben dem edlen Moringer erscheint ein Hans von Bodmann, genannt der Landfahrer (Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben 214ff.). Die Sage ist dreimal überliefert. Bodmann erfaßt die Lust nach Abenteuern, er bricht einen Ring mit seiner Gattin und zieht ins Weite. Auf dem wilden Meer begegnet er einem wilden Mändle (Nebelmändle), der ihn über die daheim sich vorbereitenden Veränderungen aufklärt und ihn gegen das Versprechen, nicht mehr wider die Nebel zu läuten, rechtzeitig bei seiner Burg absetzt. Die Wiedervermählung seiner Gattin wird verhütet. Die Erkennung erfolgt durch einen Ring, den der Heimkehrende in die Waschschüssel fallen läßt.

Auf einen Grafen Stadion wurde die Sage von Bodmann fast wortwörtlich übertragen. Allerdings fehlt der Becher. Der Stammsitz liegt am Fuße des Bussen, wo die zweite Hochzeit im Moringer vor sich geht, und unweit des Federsees mit seinen Rebenhügeln. Gegen das Versprechen, das Nebelglöckchen in den Federsee zu werfen, wird der Graf von einem „Waldmenschen“ nach Stadion zurückversetzt. Die Fahrt geht auf einer Nebelwolke vor sich. Sie gelangen des Morgens früh 8 Uhr hin, um 9 Uhr sollte die Trauung beginnen. Der Graf konnte seiner Frau nur an einem Stahlring zeigen, daß er ihr Mann sei. — Die Stationsage ist sehr jung: der Graf zieht mit einer Kutsche und zwei Knechten in die Fremde. Er hat nach sieben Jahren Roß und Wagen verkauft, denn es kostete ihm was, das Reisen (Tettau l. c. 261f.).

Werner von Strättlingen aus einer Schweizer Familie im Kanton Bern unfern des Thuner Sees, ist ein weiterer Lokalheld unserer Sage. Ein Halbring ohne Becher verschafft ihm den Wiedereintritt zu Weib und Besitz (Menzels Odin p. 96).

Der Ring im Becher erscheint wieder in der Sage von dem Grafen Hubert von Calw, einem Schwaben. Calw wirft den Goldfingerreif in den Becher am zweiten Hochzeitstag seiner Frau und kehrt stillschweigend ins Dorf zurück und wird Kuhhirte. Es ist nicht einmal zu ersehen, ob die Gräfin den Ring wirklich erhalten und erkannt hat und so von der zweiten Ehe im letzten Augenblick zurückgetreten ist (Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben p. 332 Nr. 369).

Im „Ring ehelicher Treue“ wird der schwäbische Ritter Kuno von Falkenstein von einem kleinen Männlein durch die Luft geführt, wobei ihn ein weißer Falke mit seinem Flügelschlag wachhält. Bei der Erkennungsszene singt er ein Lied wie Moringer, wirft

den Halbring in den Becher, den seine Frau erkennt und zu dem ihren fügt. Die Ringszene findet sich nur in der Version von Gottschalk (Deutsche Volksmärchen II, 135).

In England ist unser Heimkehrtypus am reinsten im Sir Ralph de Staley erhalten, dessen Geschichte Dr. Hoare im *Gentleman's Magazine*, Dec. 1866, mitteilt. Die Sage ist an das Schloß Staley geknüpft, welches zwischen Mottram und der jetzt blühenden Stadt Stalybridge in Cheshire gelegen ist. Ein altes Kreuz Roe Cross und ein verstümmeltes Grabdenkmal in der Kirche zu Mottram erinnern noch an die Begebenheiten, die hier mit Hoares Worten folgen: „Sir Ralph accompanied Richard I to the Crusades, where he was taken prisoner and held captive many years. At length he was allowed to return to his native land. Travelling in disguise, he arrived near his home, where he met an old servant, accompanied by a dog which had been a favourite with his master. The dog recognizes Sir Ralph, who learns that his lady is about to be married next day. He hurries forward, and requests to see her ladyship but this is denied; he then begs a cup of metheglin and after drinking it, he puts a ring into the vessel and sends the maid with it to her mistress. Lady Staley is convinced of the identity of her long-lost husband, and the intended bridegroom, who had, in those lawless days, used threats to obtain her hand for the sake of her estate, has to disappear.“ Roe Cross wurde an der Stelle errichtet, wo der Herr seinen Diener und seinen Hund traf. Das oben erwähnte Grabdenkmal stellt Ritter und Rittersfrau dar mit einem Hund zu ihren Füßen. — Es ist bemerkenswert, wie die nüchternen Engländer die Luftfahrt gestrichen haben und aus Wahrscheinlichkeitsgründen die Ankunft des Gatten zur zweiten Vermählung etwas vorverlegt haben.

Eine Heimkehrsage aus der Zeit Cromwells gehört hierher. Sir Francis Leke begibt sich aus politischer Vergrämtheit ob des Schicksals seines Königs auf Reisen, erleidet Schiffbruch und muß 20 Jahre auf einer öden Insel leben. Vor einem selbst gezimmerten Kreuz schüttet er sein Sehnen aus und bittet täglich um Wiedervereinigung mit seiner Familie. Da eines Nachts geschah das Wunderbare. Plötzlich erwacht er und sieht das Schloß seiner Väter vor sich — „trance or voyage all unknown“ —: er ist wieder im lieblichen Derbyshire. Sir Francis kommt gerade recht zur Hochzeit seiner Kinder. Die Festhalle ist übervoll von Gästen, als der betagte squire in seinem zerlumpte Gewand, mehr einem Einsiedler oder Waller gleichend, in der Halle erscheint und zum Gespött der jungen Leute wird. Die nun folgende Szene verdient zitiert zu werden:

All the youngsters titter; anger
 Hushes cheeks austere and cold:
 Whilst the aged look complacent
 On a beggar that is bold.
 „Bear this ring unto your mistress“,
 To a page Sir Francis cried;
 And his words emphatic uttered
 Rung throughout the dwelling wide.
 Pensive in her room, the matron
 Grieved—but distant from the crowd;
 She would not with selfish sorrow
 Their bright countenances cloud.
 There her ring receiving: Lucy
 Knew the sender of her gift
 And, it seemed, by feet unaided
 To him she descended swift.
 There upon the rugged stranger
 Gazed, with momentary check;
 Gazed, but for a passing moment,
 And then fell upon his neck.

Das Zitat stammt aus einer dichterischen Bearbeitung der in Derbyshire heimischen Legende. Verfasser ist Richard Howitt, gedruckt wurde sie erstmals in „The Reliquary“ I, p. 43 (1860). — Das Fehlen des Bechers wollen wir uns wegen der sonstigen Übereinstimmungen gerne gefallen lassen. Es beweist nur wieder einmal, wie langsam der Becher außer Gebrauch gerät, selbst in Gedichten, die sonst die Merkmale der Heimkehrsage aus der Kreuzzugszeit treu bewahrt haben.

King Estmere, eine englische Ballade von beträchtlichem Alter (Percy's Reliques I, 3, Frankfurt 1803) zeigt bemerkenswerte Verwandtschaft mit der Hornballade. — König Estmere verlobt sich mit der Tochter König Adlands und zieht aus, um seine Ritter zur Vermählungsfeier zu holen. Während seiner Abwesenheit erscheint sein Nebenbuhler, der König von Spanien, dessen Absicht die Ballade folgendermaßen kennzeichnet:

T'one day to marry King Adland's daughter
 T'other day to carry her home.

Estmere und sein Bruder erfahren dies noch auf dem Heimweg. Sie schwärzen ihr Antlitz mit einem Zauberkraut und kommen als Harfenspieler an den Hof König Adlands zurück. Der Pförtner, welcher sie erkennt, wird durch einen Ring (!) zum Stillschweigen verpflichtet.

Estmere reitet zur Hochzeitstafel heran und spielt auf seiner Harfe sanfte Weisen, so daß die Braut sich von der Seite ihres Bräutigams erhebt. Der Spanier, dem die Rührung der Braut nicht entgangen ist, möchte die Harfe kaufen. Aber Estmere verweigert ihm dies nicht nur, sondern schwört sogar, die Braut zu kaufen.

O lady, this is thy owne true love,
No harper, but a Kyng.

Das Lied endet mit dem Sieg Estmeres im Zweikampf. — Auffallend ist hier die Verwendung des Ringes als Bestechungsmittel bei der Erkennung des verkleideten Geliebten durch den Pförtner. Noch ist die Funktion des Ringes als Erkennungszeichen nicht ganz vergessen, doch mußte ihm hier eine untergeordnete Rolle zuerkannt werden, weil die eigentliche Erkennungsszene sich an die zweite Variante der Hornnovelle anschließt. Hier ist es ein „Lay“, dort das Harfenspiel, das der Braut die Ankunft des wahren Geliebten verrät.

In den romanischen Ländern findet sich unser Sagenschema ebenfalls; jedoch ist das Motiv des Ringes im Becher nur in Bocaccios Novelle X, 9 Messer Torello unversehrt erhalten, wenn wir von den später zu behandelnden portugiesischen Versionen der Salomosage absehen. Der zweite Teil des Messer Torello hat große Ähnlichkeit mit dem Volksbuch von Heinrich dem Löwen, vor allem in dem edlen Verhalten der zwei Sultane bzw. Saladins während der Gefangenschaft des Helden. Torello, der nur ein Jahr, einen Monat und einen Tag auszubleiben versprochen hat, wird vom Sultan wegen einer früher an ihm auf einer Inkognitoreise durch Italien im Hause Torellos geübten Gastfreundschaft so mit Wohltaten überschüttet, daß er Italien und sein Weib so schnell nicht wiedersehen will. Er glaubt seine Sache in Italien wohlbestellt durch einen Brief, der seine verspätete Rückkunft entschuldigen soll. Kurz vor Ablauf der Frist erfährt er aber von dem Untergang des Postschiffes. Mit Hilfe eines Schwarzkünstlers wird er rechtzeitig nach Pavia versetzt und erscheint als Sarazene verkleidet und in Begleitung seines geistlichen Onkels zum Hochzeitsmahl. Torello bittet um die Erlaubnis, der Braut zutrinken und nach Sarazensitte den bedeckten Kelch der Braut zurückreichen zu dürfen, damit jene den Rest trinke. Dies wird gestattet, Torello läßt den Ring in den Becher fallen, die Braut erkennt ihren Ring und eilt in die Arme des Gatten, wobei sie beinahe die Tafel umstieß. — Die 131ste Erzählung in dem Novellenschatz *Grand Parangon des Nouvelles nouvelles*, ca. 1535 von dem Sattler Nicolas de Troyes verfaßt, ist eine treue Wiedergabe des Decamerone X, 9. — Nov. 10, II. Teil der *Cento novelle amoro*

dei signori academici Incogniti enthält wohl unsern Heimkehrtypus, doch ist hier die Geschichte zu einer frivolen Liebesnovelle umfrisiert. Auch fehlt vor allem die Wiedererkennung mittels Ring. Im Deutschen erscheint sie in Bülow's Novellenbuch II, pp. 38—51 unter dem Titel: „Die Störung zur rechten Zeit.“

Unser Ringmotiv findet sich auch im Russischen: Dobrynya und Nastasya. Dobrynya, der für Waldemar Tribut eintreiben muß, legt seinem Weibe eine Wartezeit von 12 Jahren auf und verbietet ihr überdies, seinen Rivalen Alyosha zu heiraten. Als nach 12 Jahren Dobrynya nicht zurück ist und Alyosha das Gerücht austreut, daß er die Leiche auf der Steppe liegen sah, willigt Nastasya schließlich gezwungenermaßen in die Ehe mit eben jenem Alyosha. Dobrynya kehrt mit wunderbarer Schnelligkeit auf seinem Roß heim, das nach einer Version ihn sogar gewarnt hatte. Er betritt als Spielmann verkleidet den Hochzeitssaal und gewinnt das Wohlgefallen Vladimirs, der ihm erlaubt, irgendeinen Platz an der Tafel einzunehmen. Da wählt Dobrynya den Platz gegenüber der Braut, läßt seinen Ring in einen Becher fallen und bittet sie, ihm daraus zuzutrinken. Sie findet den Ring auf dem Grund, fällt ihm zu Füßen und bittet um Verzeihung (Wollner l. c. 122 ff.; cf. auch Berneker E., Slavische Chrestomathie p. 89 ff., Straßburg 1902). — Unter den russischen Bylinenhelden nimmt nächst Ilja von Murom Dobrynya Nikititsch wohl den bedeutendsten Platz ein. Neben einem Drachenkampf, in dem er eine Prinzessin befreit, wird am meisten seine oben geschilderte unverhoffte Rückkehr bei der bevorstehenden Wiedervermählung seiner Gattin mit dem Rivalen Aljoscha Popowitsch besungen. „Es schließt sich diese Erzählung an die nämliche, auf deutschem Boden sehr verbreitete Sage vom Ritter Braunschweig, Heinrich dem Löwen u. a. an... Auf slavischem Boden begegnen wir ihr ebenfalls (cf. Feifalik l. c. XXXII, 322 ff.)... Mir will es scheinen, als wäre auch hier der Name die Brücke gewesen, über welche die Fortpflanzung der Sage stattgefunden hat. Es ist das Element *brynj* im Namen zu beachten. Bekannt dürfte es aber sein, wie oft Silben, welche den Laut von Präpositionen haben, für solche gehalten werden, umgekehrt aber auch Präpositionen ihre Bedeutung verlieren und mit Namen verschmelzen“ (Schiefner l. c. 280). In einer Fußnote führt Schiefner (ibid.) zum Vergleich die nördliche *Dwina* an, deren *D* gegenüber den Varianten, ursprünglich finnischem *Wiena* und syrjänischem *Wyna*, von ihm aus einer Präposition erklärt wird. Eine gleiche Variation zeige der Fluß *Dnjepr* (*Njepr*). — Schiefner will Aljoscha Popowitsch auf mythologischen Ursprung zurückführen und mit dem Uller des Wodansmythus in Beziehung setzen, wie dies Simrock (l. c.

164ff.), Müller-Schambach (l. c. 389ff.) für die gleiche Figur unseres Sagentypus annehmen.

Wenn ich von der soeben mitgeteilten russischen Fassung absehe, über die ich mir kein fest gegründetes Urteil bilden kann, so lassen sich alle vorausgeführten Versionen unseres Heimkehrtypus als Lokalsagen kennzeichnen. Auch für den edlen Moringer und den Herzog Heinrich trifft das zu, mögen sie auch wegen ihrer weitergehenden Verbreitung und ihres höheren literarischen Wertes über den ursprünglichen Geltungsbereich hinausgewachsen sein. Auch die Novelle bei Boccaccio wurzelt trotz ihrer mondänen Leichtigkeit und mancher Zutaten in dem schwereren Heimatboden der deutschen Heimkehrsage. Ein weiteres Charakteristikum ist, daß unser Thema im allgemeinen den ganzen breiten Rahmen der Handlung ausfüllt. Wo, wie im guten Gerhard (und im Richard de Normandie; Michel, *Chroniques des Ducs de Normandie par Benoit*, II, 336ff.), unsere Heimkehrsage nur beiläufigen Charakter bekommt, nimmt es uns nicht wunder, daß Motive unseres Typus fallen gelassen werden, daß z. B. der Ring ohne Becher erscheint. Freilich ist andererseits nicht zu leugnen, daß der bloße Ring als Erkennungszeichen in vielen Varianten begegnet, die sonst unser Thema treu bewahrt und zum ausschließlichen Gegenstand oder wenigstens doch zum einschließenden Rahmen der Handlung gemacht haben. Wenn ich mich darauf beschränke, den Ring im Becher zu suchen, so fühle ich mich dazu um so mehr berechtigt, als dies m. E. das Grundmotiv ist, von dem der bloße Ring als Erkennungszeichen eine jüngere Ableitung darstellt. Im übrigen hat besonders Sozonovič in seinen viel weiter ausholenden Untersuchungen alle jene Fälle mit- einbegriffen, in welchen der Gatte bei seiner Heimkehr am Hochzeitstage sich nicht nur durch einen Ring, sondern auch sonstwie zu erkennen gibt. Die Erkennungsmittel sind ja mancherlei. Il Moro Saracino (Nigra, *Romania XIV*, 255f.) hat eine Frau während der Abwesenheit des Mannes geraubt und auf sein Schloß gebracht. Der heimkehrende Gatte — es sind ausgerechnet 7 Jahre — macht sich auf die Suche und findet schließlich seine Fiorenza. Die Wiedererkennung ist innerhalb der Fassungen sehr verschieden. Einmal ist's sein Fingerring, dann die Degenspitze, dann die fehlerhafte Sprechweise, die Art zu trinken oder die Hand zu schütteln, woran seine Frau ihn erkennt. — Man kann im einzelnen verfolgen, wie der Becher schwindet und auch der Ring; beide Motive bedingen einander, besonders aber in der Richtung, daß bei vorhandenem Becher auch der Ring da sein muß. Doch kann niemand an der ewigen Wiederkehr der gleichen Motive seine Freude haben. Drum ist es der natürliche Verlauf der Dinge, daß in unsrem Typus nicht nur Becher

und Ring schwinden, sondern auch die Hochzeitsszene. Die Heimkehr des Gatten am zweiten Hochzeitstag ist doch zu wundervoll und unglaublich, als daß die Phantasie an einer zu häufigen Wiederkehr dieses Motivs nicht Anstoß genommen hätte. Ähnlich mag auch der Ring allmählich seine Bedeutung als stehendes Motiv in der Erkennungsszene eingebüßt haben. Nachdem einmal in das Sagenschema eine Bresche gelegt war, konnten weitere Bestandteile leicht abbröckeln. Ich will damit nicht behaupten, daß alle späteren Heimkehrsagen auf unserem zur Zeit der Kreuzzüge von mittelalterlichen Spielleuten verfaßten Typus fußen müssen. Es wiederholt sich nur das Schicksal alles Lebenden, alles Organischen. Wenn die Zeit erfüllt ist, fügen sich die Elemente zu einem fruchtbaren und befruchtenden Gebilde, das so lange besteht, als es Lebenszweck und Lebenskraft hat. Sind diese Grundlagen nicht mehr gegeben, dann kommt der Zerfall, die Auflösung. Und dem trauern wir nicht nach. Denn Neues tritt an seine Stelle.

b) Die Spielmannsepik.

Die Spielleute haben unseren Typus geschaffen und verbreitet. Das führt uns zurück zu den Spielmannsepen, von denen wir Rother und Gundrun schon anläßlich der Analyse der Erkennungsszene im Horn behandelt haben. Bleibt uns noch das Hildebrandlied und die Wolfdietrich-Epen.

Das alte heidnische Hildebrandlied (ca. 800) kennt nur den tragischen Kampf zwischen Vater und Sohn und bricht mitten drin ab. Es ging dann durch die Hände eines höfischen Bearbeiters und wirkte von da aus auf den Volksgesang zurück, der bis ins 16. Jh. fort dauerte und das höfische Gedicht, das im 15. Jh. abgekürzt wurde, völlig verdrängte. Dieses Volkslied, dessen Hs. aus der Mitte des XIV. Jh. stammt, das aber noch älter ist, läßt den alten Hildebrand einen Ring in den Becher werfen, nachdem seine Frau ihn schon kennt (Goedeke, Gr. z. Gesch. d. d. Dichtg. I, p. 284). In dieser Episode, die der ursprünglichen Bedeutung des Ringes als Erkennungszeichen nicht voll gerecht wird, müssen wir eine jüngere Ausgestaltung des Liedes durch Spielleute erblicken.

In den mhd. Ortnit-Wolfdietrich-Epen (13. Jh.) erscheint das Ringmotiv in zwei Episoden, die insofern interessant sind, als sie die Verwendung des Ringes in der Heimkehrsage und zum andern die ursprüngliche Anordnung des Motivs in der Entführungslegende widerspiegeln. In der Version Kaspars von der Rhön wird der Prätendent Graf von Biterne dadurch verdrängt, daß Wolfdietrich

Ornits Ring, darauf dessen und Liebgarts Namen geschrieben sind, in einen goldenen Kopf (Becher) sinken läßt. Der Becher wird zurückgereicht, der Ring erkannt; die ausgeschnittenen Drachenzungen tun das ihre, um den Anspruch des Grafen zurückzuweisen. Liebgart wird dem Rächer Ornits gegeben.

„Meister“ Wolfram v. Eschenbach erzählt die Siegeminne-Episode in dem deutschen Heldenbuch (l. c. 250 ff.), das nach Jiriczek (l. c. 163 f.) ins 13. Jh. zurückreicht. Wolfdietrich lebt in Freuden mit der schönen Siegeminne in ihrem Reich, „der alten Troye“. Eines Tages gehen sie beide auf die Jagd, es erscheint ein Hirsch mit Hörnern von glänzendem Gold. Während nun Wolfdietrich dieses edle Wild verfolgt, wird Siegeminne von dem Bergunhold und Zauberer Drasian (Tressan) auf sein Schloß Alterfellen entführt. Wolfdietrich vertraut sein Reich der Obhut eines treuen Ritters an und sucht als Waller verkleidet sein Weib im Verein mit seinem Freund Ortnit. In einem Wald erfährt er den Sachverhalt von einem alten Förster, läßt Ortnit schlafend zurück, verliert sich im Wald und gelangt nach vierzehntägigem Umherirren ganz erschöpft an einen Kristallbrunnen, an dessen Rand er sich niederlegt. Siegeminne, die den müden Pilger von ihrem Fenster aus erblickt hat, schickt eine ihrer Jungfern aus, um Kräuter zu holen, die am Rand der Quelle wachsen. So erfährt Wolfdietrich von seinem Weib und gibt der Jungfrau einen Ring, damit diese ihn ihrer Herrin überbringe, mit der gleichzeitigen Einschärfung, sie solle ihm für die Nacht ein Lager im Schloß bereiten. Siegeminne erkennt den Ring, überredet den Riesen, doch den Waller in die Halle einzuladen, damit er das Hochzeitsfest belebe durch seine wundervollen Geschichten aus Ländern jenseits des Meeres. Während des Mahles sitzt Siegeminne beständig neben dem Fremden. Als darauf Drasian Hand an sie legt, um sie ins Gemach zu führen, werden seine Rechte von dem Pilger ernstlich bestritten; man bringt Waffen und Rüstungen, ein dreistündiger Kampf folgt, der mit dem schließlichen Tod des Riesen und dem Sieg Wolfdietrichs endet. — Jiriczek (l. c. p. 176) meint, die Siegeminne-Episode sei aus der deutschen Märchen- oder Mythenwelt genommen. Ich kann ihm hier nicht folgen. Die Entführung, die Szene am Brunnen (wo die Gatten noch getrennt sind), die Jungfrau (die zwar nicht Wasser schöpft, doch noch als Kräutersammlerin wegen des Brunnens ihre ursprüngliche Funktion verrät), der Ring (zu dem der Becher aus naheliegenden Gründen fehlt), die Entbietung auf die Burg — dies sind alles stehende Motive der Salomosage, die wir weiter unten noch eingehender würdigen werden. Von mehreren Zaubergeschichten und Abenteuern, die Wolfdietrich mit Heiden zu bestehen hat, nimmt Jiriczek selbst morgenländisch-byzantinischen Ur-

sprung an. Auch für diese Episode gilt dies. Sie verrät sich als späteres Einschießel eines Spielmanns schon dadurch, daß sie den glatten Verlauf der Handlung stört: Wolfdietrich müßte doch, anstatt bei Siegeminne zu verliegen, sich nichts mehr angelegen sein lassen, als sein Erbe zu gewinnen und seinen treuen und bedrängten Mannen zu helfen, wird doch in den Gedichten des öfteren hervorgehoben, daß all sein Sinnen und Trachten nur dahin geht.

Hierher gehört schließlich noch der Schluß, den Walter Scott dem Tristanfragment gab. Ich zitiere aus Child I, 193 ff.: „The conclusion to Sir Tristrem, which Scott supplied, abridged from the French metrical romance, in the style of Thomas of Erceldoune, makes Ganhardin lay a ring in a cup which Brengwain hands Ysonde, who recognizes the ring as Tristrem's token. The cup was one of the presents made to King Mark by Tristrem's envoy, and is transferred to Ysonde by Scott. The passage has been cited as ancient and genuine.“

Das Märchen.

Der Ring im Becher begegnet auch im Märchen; cf. Bolte-Polívka I. c. II, 348.

Im Bärenhäuter gibt sich der Verlobte seiner Braut durch einen in den Becher geworfenen Halbring zu erkennen. (Grimm K. H. M. Nr. 101).

Im Raben (ibid. Nr. 93) erkennt die verwunschene Prinzessin den Mann, der sie erlösen will, an dem Ring, den er in den Kelch geworfen.

In den verwünschten Prinzessinnen (Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck, Arolsen 1860, Nr. 23 pp. 138 ff.) befreit der jüngste von drei Soldaten drei in einem Berg verschwundene Prinzessinnen, erhält von der Jüngsten einen Ring, wird aber bei der Geltendmachung seiner Rechte durch seine Kameraden betrogen und in dem verwünschten Loch zurückgelassen. Am Tage der Hochzeit kommt ein großer Vogel, benachrichtigt ihn von den Vorgängen, heißt ihn aufsitzen, doch zuvor noch den Becher der jüngsten Prinzessin mitnehmen, um darein den Ring fallen zu lassen. Er heiratet die Jüngste; Ring und Becher werden aber als Erkennungsmittel nicht mehr erwähnt.

Besser ist unser Ringmotiv in dem Märchen Drei Prinzessinnen erlöst (Vernaleken I. c. Nr. 54, 258 ff.) erhalten, das sonst dem vorigen gleicht. Hier ist es ein ausgedienter Soldat namens Hans, der von zwei Schneidern bei der Rettung im Brunnen zurückgelassen,

jedoch von einem Adler herausgeholt wird, verkleidet zur Hochzeitsfeier geht und bei der Tafel mit einem Becher Wein geehrt wird, welchen ihm die jüngste Prinzessin reicht. Hans trinkt denselben aus, wirft den Ring, welchen er von der jüngsten Königstochter erhalten hat, in den Becher und gibt ihn zurück. Wie die Prinzessin den Ring im Becher erblickt, erschrickt sie und wird totenbleich. Der alte König sieht das, fragt nach dem Grund, erkennt den wahren Retter und bestraft die Prätendenten.

Simrock (l. c.) teilt im guten Gerhard und den dankbaren Toten unter den eingerahmten Erzählungen, die alle das im Titel genannte Grundthema variieren, auch einige deutsche Märchen mit, in denen unser Ringmotiv mehr oder minder vollständig wieder erscheint.

In dem Märchen *Der weiße Schwan* (im Dialekt der Grafschaft Mark mitgeteilt von Fr. Woeste, Z. f. d. Mythol. III, 46ff. und Simrock l. c. 75 ff.) gelingt es dem von einem Nebenbuhler verdrängten Gatten der Königstochter, eine Stellung als Diener am königlichen Hof zu erlangen und seinen goldenen Trauring in eine Tasse Tee fallen zu lassen. Die Königstochter läßt durch ihre Kammerfrau Erkundigungen einziehen, der Diener wird gerufen und in seine Gattenrechte wieder eingesetzt.

In dem Märchen *Des Toten Dank*, das der Aufzeichnung eines Nagelschmiedes in Weinbach im Odenwald fast wörtlich nachgedruckt ist (cf. W. Plönnies, Z. f. d. Myth. II, 374 und Simrock l. c. 51 ff.) wird der seiner königlichen Gattin beraubte Müllerssohn am am Hofe zu London als Küchenjunge aufgenommen und benützt eine günstige Gelegenheit, seinen Trauring in die Suppe zu werfen und so die Erkennung herbeizuführen.

In dem Märchen *Die rote Fahne und der Ring der Königstochter* (mitgeteilt von H. Pröhle in seinen *Kinder- und Hausmärchen* pp. 239ff., wiedergegeben von Simrock l. c. 58ff.) wird der zurückkehrende Gatte Splitterjunge am königlichen Hof und sorgt dafür, daß die Strahlen des goldenen Reifes an seinem Finger die Fenster der Prinzessin erreichen. Diese stellt darauf Nachforschungen an und erkennt ihren Gatten schließlich an dem Reif.

Wenn schon hier der Becher fehlt, so ist in dem weiteren hierher gehörigen Märchen *St. Katharina* (Simrock l. c. 110ff. unter Benutzung der *Scala celi* s. v. *castitas*) der krank und als Bettler nach Konstantinopel kommende Kaufmann nur imstande, seine Gefährtin von einst an einen von ihr erhaltenen kostbaren Ring zu erinnern, da diesen ein Rabe fortgetragen hatte. Doch überzeugt die Erwähnung des Ringes hier die dank ihrer Mannestracht zum Kaiser vorgerückte Jungfrau von der Identität des Kaufmanns.

Reinhold Köhler druckt in Pfeiffers *Germania* III, 199ff. auch eine ungarische Variante dieses Märchens von den dankbaren Toten nach der Übersetzung von G. Stier (Pest 1857, p. 153ff.) ab. Hier ist es eine französische Königstochter, die nach dem Attentat auf ihren Gemahl am Pariser Stadttor eine Schenke errichtet, nachdem es ihr durch königliches Machtwort gelungen ist, sich die stürmischen Anträge des Nebenbuhlers, eines Generals, auf ein Jahr einen Monat und einen Tag vom Hals zu halten. Jeder, der etwas in des Kaufmanns, ihres Gatten, Namen forderte, sollte es erhalten. Endlich kommt dieser selbst in der Verkleidung eines alten Soldaten in jene Schenke und erbittet und erhält Essen und Geld. Dies tut er mehrere Male, zuletzt bittet er auch um Wein in dem Becher, aus dem die Prinzessin bei ihrem Besuch der Schenke zu trinken pflegt. Er trinkt ihn halb aus, wirft seinen Ring hinein und heißt die Wirtsleute der Prinzessin sagen, sie möge im Namen des Kaufmannssohnes den Wein austrinken. Die Prinzessin erkennt den Ring, und die Gatten finden sich wieder. — Ob es sich hier um eine sagengeschichtliche Wanderung des Märchens nach Ungarn handelt, ist fraglich. Wegen der auffallenden Übereinstimmung vieler Motive mit denen der von Simrock zusammengetragenen Märchen dürfte eher eine literarische Übersetzung aus den deutschen Märchen vorliegen. So glaubt auch Ipolyi (cf. Stier a. a. O. p. VIII) diese Erzählung aus der Reihe der eigentlichen ungarischen Märchen streichen zu müssen.

Der gläserne Berg (Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, Leipzig 1857, p. 114) hat das Motiv auch, doch ohne Sinn, übernommen. Ein Mädchen, das sich verpflichtet hat, ihre beiden auf dem gläsernen Berg in Raben verwandelten Brüder durch ein dreijähriges Schweigen zu erlösen, macht mittlerweile als Hühnermagd in einem Mäusepelz am Hofe eines Königs Dienst. Als dieser einst unter den Töchtern des Landes Ausschau hält, um sich eine Frau zu küren, erschien auch unsere Hühnermagd drei aufeinanderfolgende Abende in drei immer schöneren Kleidern, erregte schon am ersten Abend das Interesse des Königs, und als sie am zweiten Abend wieder erscheint, „erkannte sie der König sogleich, reichte ihr zu trinken und ließ seinen Ring in den Becher fallen“. Das hat aber keine weitere Bedeutung. Am dritten Abend verfällt ein Diener auf die wirksame List, sie mit einer Farbe auf die Hand zu tupfen, wodurch man sie wiederkennt.

In einem Zigeunermärchen mit dem Titel: Der dem Teufel Verschriebene teilt ein Mädchen, dessen Geliebter sie auf drei Jahre verläßt, ihren Ring mit ihm. Er aber vergißt darauf und schickt sich an, ein anderes Weib zu heiraten. Die erste Liebe

kommt unerkannt zum Hochzeitsfest, wirft den Halbring in den Becher, trinkt und reicht dem Bräutigam den Becher. Er sieht den Halbring und fügt ihn zu dem seinen, erklärt die Neuangekommene für seine Frau und die eben geschlossene Heirat für null und nichtig (Miklosisch, Über die Mundarten der Zigeuner, IV, Märchen und Lieder, XV. Erzählg., pp. 52—55). Hier sind die Rollen vertauscht. Eine gleiche Situation findet sich in Young Beichan (Child II, p. 454 ff.), wo Susan Pye in den Versionen E und N ihren Ring durch den Pförtner dem gerade eine zweite Ehe eingehenden Mann übersendet und sich so wieder in Erinnerung bringt.

Besonders bemerkenswert ist ein neugriechisches Märchen mit dem Titel: Der Schwager des Löwen, des Tigers und des Adlers (J. G. v. Hahn: Griechische und albanesische Märchen, München 1918, I, 25), weil darin die Situation der Salomosage gleicht. Ein junger Prinz hat die Schneid, seine drei Schwestern an den Löwen, Tiger und Adler zu verheiraten. Als er aber selbst, dem letzten Willen seines Vaters gehorchend, aus einem kristallinen Schrank eine Elfin herausläßt, um sie zu ehelichen, entschlüpft diese und heißt ihn, sie erst in den Ilinen, Bilinen, Alamalakusen zu suchen. Der Prinz war schon fünf Jahre weit gegangen, da „kam er zu dem Hause seiner ältesten Schwester und setzte sich auf den Sitzstein vor der Türe, um sich auszuruhen. Da kam die Magd mit dem Handbecher ihrer Frau heraus, um ihn mit frischem Wasser von der Quelle zu füllen, und er verlangte, daß sie ihn daraus trinken lassen sollte. Anfangs verweigerte dies die Magd; als er sie aber sehr bat, da ließ sie ihn trinken, und indem er trank, warf er seinen Fingerring in den Becher. Die Magd brachte darauf den Becher ihrer Frau, und diese erkannte an dem Ringe, daß ihr Bruder vor der Türe sei, und fragte die Magd, wem sie aus ihrem Becher zu trinken gegeben habe; diese aber leugnete anfangs, und erst als ihr die Frau Mut zugesprochen, bekannte sie, daß ein Reisender auf dem Sitzstein vor der Türe gesessen und zu trinken verlangt habe. Darauf sprach die Frau: Gehe schnell hin und hole ihn, und als er kam, erkannte ihn seine Schwester sogleich und küßte und herzte ihn“.

Der Ring im Becher findet sich auch in einem gälischen Märchen: „The Tale of the Hoodie“ (Campbell, Pop. Tales of the West Highlands I, p. 63, written down from the recitation of Ann Mac Gilvray, 1859). Eine Frau, deren Mann durch Zauber schon in einen Raben (Hoodie the Royston crow) verwandelt und schließlich ganz entrückt worden war, folgt ihm über den Giftberg und hat als Köchin Gelegenheit, bei dem Essen zur Feier seiner zweiten Hochzeit einen Ring in seine Fleischbrühe fallen zu lassen.

Erkennung und glückliche Wiedervereinigung ist die Folge. So wirft auch Allerleirauh als Küchenmagd dem König ihren Ring in die Suppe und führt dadurch die Erkennung herbei (Grimm, K. H. M. Nr. 65). — In einer andern Sage Die Nymphe des Brunnens (Musaeus, J. K. A., Volksmärchen der Deutschen II, 200, Gotha 1783) wird der Ring in die Kraftbrühe gelegt. — Aus Niederösterreich stammt das Märchen: Besenwurf, Bürstenwurf, Kammwurf (Vernaleken l. c. Nr. 33): Adelheid flüchtet vor dem Vater, der sie zum Weibe begehrt, und dient als Magd dem Fürsten, der im Zorn Besen, Bürste und Kamm nach ihr wirft; beim Tanz nennt sie sich Adelheid aus Besenwurf; der Fürst entdeckt sie, als er seinen Ring, den er ihr angesteckt, in der Brühe findet. — In einem ostpreußischen Märchen wirft Die Prinzessin mit den schönen Kleidern (Lemke, E., Volkstümliches aus Ostpreußen II, 224, Mohrungen 1884) einen Ring, goldene Weefe und Wocken in die Suppe des Königs.

Der Ring als Erkennungszeichen des zurückgekehrten Gatten findet sich ferner im norwegischen Volksmärchen Soria-Moria-Schloß (Norwegische Volksmärchen ges. v. S. Asbjörnson und J. Moe. Deutsch v. Fr. Breseman, Berlin 1847, I, 185, Nr. 27; cf. auch Axon l. c. Cap. XV p. 146 ff.).

Halvor, ein Dümmling, befreit drei Königstöchter von einem riesigen Troll mit Hilfe eines großen Schwertes, das er erst schwingen kann, nachdem er aus einer besonderen Flasche getrunken hat. Es überfällt ihn dann eine unmotivierete Sehnsucht, seine Eltern wiederzusehen; die Prinzessinnen geben ihm einen Zauberring, mit dem er sich nicht nur nach Hause versetzt, sondern auch später die Mädchen selbst herbeiwünscht. Während er schläft, vertauschen die Mädchen jedoch den Ring und verschwinden. Mit Siebenmeilenstiefeln sucht er nun die Prinzessinnen und kommt zuletzt vor die Burg Soria-Moria, wo gerade das Hochzeitsfest der Jüngsten gefeiert wird. In der Halle reicht ihm der Mundschenk den Becher, damit er der Braut zutrinke. Er tut Bescheid und läßt den Ring, den ihm die Prinzessin an seinen Finger gesteckt hatte, in das Glas fallen und ersucht den Schenken, die Braut von ihm zu grüßen und ihr das Glas zu reichen. Die Braut erkennt ihren einstigen Befreier und erklärt ihn allein für wert, sie zu freien.

Wir fassen zusammen: Das Ringmotiv im Typus des heimkehrenden Gatten, wie er zur Zeit der Kreuzzüge geschaffen wurde, tritt zuerst in der Spielmannsdichtung (Horn, Rother ca. 1150) auf und wird von der Lokalsage (Gerhard v. Hohenbach ca. 1220) übernommen. Auch im Märchen ist das Motiv weit verzweigt. Märchenmotive sind meist uralte. Ob und inwieweit eine Beeinflussung der

Märchendichtung durch unseren Typus anzunehmen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Eine solche Frage wirft gleichzeitig ein generelles Problem auf und ist nur im Lichte der allgemeinen Volks- und Märchenkunde zu lösen. Die weitere Pflege unseres Sagenzuges in der Ballade (Moringen), in der Novelle (Torello) und im Drama (Tieck) fußt letzten Endes immer auf den ersten beiden Gattungen.

Die orientalische Heimkehrsage.

„Das orientalische Urbild für die im Okzident weitverbreitete und namentlich an Heinrich den Löwen geknüpfte Sage von dem Traumgesicht des in der Fremde Weilenden von bevorstehender Wiederverheiratung seiner Frau, seiner zauberhaften Rückkehr, seiner Ankunft im entscheidenden Augenblick, findet sich in Abul Faouaris (cab. des feés XV, 336 ff.)“ Rohde l. c. 182. — In dieser französischen, angeblich aus dem Persischen übersetzten Rahmenerzählung (cf. die deutsche Übersetzung „Tausend und ein Tag“ im Inselverlag, II, 186), die auch „Berger“, jedenfalls der Herausgeber des Orendel, laut einer Notiz bei Beer, PBB. XIII, p. 35 zum Beweis der Einwanderung unseres Sagentypus aus dem Orient heranzieht, folgt nach wunderlichen Reiseabenteuern im zweiten Teil der Bericht von dem Traum des Helden. Er sieht seine Frau um seine Rückkehr am Grabe Mahomets beten; daran schließt sich die Luftreise an, wobei Aboulfaouaris ins Meer geworfen wird, weil er zu beten aufhört (cf. Heinrich den Löwen, der einschläft und vor weiterem Schaden nur durch das Brüllen seines Löwen behütet wird). Seine Abwesenheit hat 7 Jahre gedauert. „Arrivé à Basra, il apprend que sa femme vient d'épouser un ami de son frère qui, ayant tout dissipé, ne voit que ce moyen de se tirer d'affaire. Sa femme le reconnaît plus ou moins à sa voix. Le cadî, auquel on a recours, le renvoie au calife Omar et à Ali; ce dernier le fait reconnaître, parce que Mahomet, au tombeau duquel il se trouve, lui a révélé le retour du voyageur. Aboulfaouaris reprend sa femme, mais son bonheur est incomplet, parce que sans d'ailleurs manquer à son devoir, elle aime le jeune homme qu'elle venait d'épouser“ (Chauvin VII, p. 60—64, bzw. 62). Hier erkennt also die Frau ihren Mann an der Stimme. Auch in den weiteren orientalischen Heimkehrsagen, die mir bekannt geworden sind, fehlt der Ring. Die bei Somadeva erzählte Geschichte von Vidūshaka (s. d.) möchte ich als Prototyp der orientalischen Entführungslegende ansehen.

Sozonović (l. c. cap. 21) führt unter den orientalischen Heimkehrsagen eine kaukasische Erzählung von Ašik-Kerib an. Dieser

ist ein armer Musikant und in Magul-Megeri, die schöne Tochter eines Türken in Tiflis, verliebt. Sieben Jahre ist er auf der Wanderung, um sich ein Vermögen zu erwerben. In dieser Zeit versucht ein Rivale, Kurschud-Bek, das Mädchen zu heiraten. Dabei gibt er aus, Aşik sei gestorben. Dieser hat indessen in Chalaf bei einem reichen Pascha eine Stelle gefunden und vergißt den Termin. Auf Veranlassung seiner Geliebten stellt ein Kaufmann in jener Stadt eine Schüssel zur Schau aus. Aşik erkennt ihn und erfährt von ihm das Verfallsdatum. Auf dem sofort angetretenen Heimritt stürzt das Pferd, doch erscheint der heilige Georg zu Pferd und bringt unsern Helden schleunigst über Erzerum und Kars nach Tiflis. Seine Mutter, der er zuerst begegnet, erkennt ihn an der Stimme. Mit der Balaleika geht er zum Hochzeitsmahl. Auch seine Geliebte erkennt ihn an der Stimme und fällt ihm gleich um den Hals. Der Rivale tritt zurück und heiratet zum Ersatz Ašiks Schwester. — Wie in einigen arabischen Heimkehrsagen dient hier die Stimme als Erkennungszeichen. Hingegen weisen manche Motive, wie das junge Alter und der unverheiratete Stand der Liebenden, der Charakter des Rivalen und vor allem die bedeutsame Rolle des Pferdes bei der Heimkehr, auf einen näheren Zusammenhang mit dem russischen Dobrynya. Dies entspricht auch gut dem topographischen und kulturellen Janusgesicht der Kaukasusländer, die einerseits nach Anatolien und anderseits nach Rußland schauen.

In das Sanskrit-Epos Mahābhāratam, das von Kämpfen zwischen den Kuruiden und Panduiden handelt, welche englische Forscher auf das 12. Jh. v. Chr. setzen und das wahrscheinlich aus verschiedenen schon im Volksmunde lebenden Rhapsodien zusammengesetzt ist, findet sich die 26 Gesänge umfassende Nalas-Episode eingeschaltet. Den Stoff der Episode, die nach der Einfachheit des Stiles zu urteilen eine alte Erzählung zu sein scheint, bilden die Abenteuer Nalas, des Königs von Nischadhās, einer Provinz im süd-östlichen Indien. Dieser Fürst vermählt sich durch die Vermittlung einer Gans und unter Beteiligung aller Götter mit Damajanti, verliert jedoch im Würfelspiel die Regierung und seine geliebte Gattin gegen Puschkaras und erhält Königreich sowohl als Weib nach vielen Abenteuern und Leiden dennoch wieder. Hier ist es die treue Damajanti selbst, welche die Rückkehr des verschollenen Gatten veranlaßt. Nalas gelingt es, durch seine wundervolle Geschicklichkeit im Kutschieren eine Entfernung von einigen hundert Meilen in einem Tag zurückzulegen und so die projektierte Heirat zu vereiteln (cf. Wollheim l. c. I, 50 und 61 ff.; Landau l. c. 206).

In der arabischen Erzählung von Tamime aldāri (Chauvin VII,

p. 50—54; 241 B) hatte die Frau Tamimes eines Tages im Scherz die Geister aufgefordert, ihren Mann zu entrücken. Prompt entführt ihn ein Geist in einer halben Nacht auf eine Insel im Ozean, 70 Jahre entfernt. Seine Frau sucht ihn vergebens. Nach Ablauf eines Jahres fragt sie den Kalifen Omar, ob sie sich wieder verheiraten kann. Omar erlaubt es ihr nach 7 Jahren; aber am Abend steigt ihr Gatte vom Himmel und findet seine Frau, die nur seine Stimme erkennt, mit seinem Nachfolger im Streit. Man kommt überein, die Dinge zu lassen und die Sache am darauffolgenden Tag dem Kalifen zu unterbreiten. Um seinen Anspruch zu begründen, erzählt Tamime seine Geschichte, die natürlich von Abenteuern strotzt. Er erzählt auch, wie er auf einer Wolke zurückgeführt wurde, um schließlich im eigenen Hause zu erwachen. Als Omar diese Geschichte gehört hat, beauftragt er Ali zu entscheiden. Dieser urteilt, daß der Unbekannte sicherlich Tamime ist, denn Mahomet hatte ihm im voraus die Abenteuer schon erzählt. Er läßt der Frau die Wahl zwischen ihren beiden Gatten; sie kehrt zu ihrer ersten Liebe zurück.

Ebensowenig kennt die arabische Erzählung vom heimkehrenden Dichter Mutalammis den Ring. Chauvin (V, p. 108—109; 40) gibt den Inhalt folgendermaßen wieder: Der Dichter hat vor dem König Nou'mâne, dem Sohne Mundirs, fliehen müssen und ist verschollen, so daß man ihn für tot hält. Seine Frau gibt schließlich den Bitten ihrer Leute nach und willigt in eine zweite Heirat ein; aber Mutalammis kehrt rechtzeitig am Hochzeitstage zurück und erhält seine Frau zurück. Die Erkennungsszene spielt sich nach Henning (l. c. VIII, p. 39) so ab: „In derselben Nacht aber, da ihre Vermählung gefeiert wurde, kehrte El-Mutalammis zurück, und da er in dem Lager Flöten und Tamburins hörte und die Zeichen eines Hochzeitsfestes sah, fragte er einige der Kinder, was das Fest zu bedeuten hätte, worauf ihm dieselben erwiderten, daß Umeime, die Frau des El-Mutalammis mit dem und dem Hochzeit feiere, und daß in dieser Nacht das Beilager sei. Als El-Mutalammis dies vernahm, schlich er sich unter den Weiberhaufen und drang mit ihm ins Haus ein, wo er die beiden auf ihrem prächtigen Hochzeitsthron sitzen sah. Wie nun der Bräutigam auf sie zutrat, seufzte sie und weinte und sprach den Vers:

„Ach wüßt' ich doch — doch gibt's der Unfälle viel —
In welchem Land, o Mutalammis, du weilst!“

Nun aber war ihr Gatte El-Mutalammis ein berühmter Dichter; und so antwortete er ihr:

„Ganz nah im Haus, Umeime, und wisse auch,
Dein dacht ich in Sehnsucht an jedem Halteplatz.“

Als der Bräutigam dies vernahm, begriff er den Sachverhalt und verließ sie eiligst, indem er den Vers sprach:

„Ich war im Glück, doch hat sich's gewendet nun,
Ein gastlich Haus und ein Raum umfaßt euch zwei.“

Alsdann ging er fort und ließ El-Mutalammis mit seinem Weib allein, welche nunmehr das beste, angenehmste, glücklichste und froheste Leben führten, bis der Tod sie voneinander trennte. Preis Ihm, auf dessen Geheiß Himmel und Erde auferstehen werden!“

Wir stellen fest, daß sich unser Ringmotiv in den orientalischen Heimkehrsagen nicht findet, obwohl gewisse Züge unseres Heimkehrertypus (Benachrichtigung, wundervolle Luftfahrt, rechtzeitige Rückkehr zur zweiten Vermählung) in diesen Erzählungen vorgebildet sind. Schon zu Eingang haben wir betont, daß unsere Heimkehrsage einen Mischtypus darstellt und der Ring im Becher nebst manchen anderen Zügen der Salomosage entstammt. Wir sagen daher dem heimkehrenden Gatten an dieser Stelle das Geleit auf und wenden uns den Wanderungen der Salomosage zu.

Die Salomosage.

Diese Spielmannsdichtung war seit der Mitte des XII. Jh. in Europa weit verbreitet und hat auf die gleichzeitige Spielmannsepik ungeheuer befruchtend gewirkt (cf. Rother, Horn, Gudrun, Wolddietrich, Oswald, Orendel). Die stehenden uralten Züge dieses Sagentypus sind: Entführung des Weibes, Versteck im Wald, Kundschaft des Fürsten, Mädchen am Brunnen, Ring im Becher, Erkennung und Entbietung auf die Burg, Verrat der Frau, Galgenszene, Hornstoß, Kampf und Sieg. Von der weiten Verzweigung künden die erhaltenen russischen, deutschen, französischen und portugiesischen Fassungen. Uns interessiert hier vornehmlich die russische Kitovras-Version (Arch. f. slav. Phil. I, 107 f.) und die portugiesischen Varianten. Das deutsche Strophengedicht Salman und Morolf zeigt viele Erweiterungen und Umgestaltungen, deren Quelle die Erzählung von Walther in Boguphals Chronicon Poloniæ ist. Ursprünglicher ist die dem Spruchgedicht Salomon und Markolf angehängte kürzere Entführungsgeschichte, die wir kurz den Salomon der Dialoge nennen. Was die Verbreitung und Quellenfrage anlangt, so haben Vogt (Vo₁ pp. XLI ff.), Wesselofsky (l. c. 394 ff.) und Panzer (l. c. 268 f., 368 ff.) mir hier so gründlich vorgearbeitet, daß ich am besten ihre entsprechenden Ausführungen jeweils wortwörtlich anführe.

Die Begegnung Salomos mit seiner Frau wird in der russischen Kitovras-Version (Arch. I, 107 f.) folgendermaßen dargestellt:

Salomo, der als Bettler in Kitovras' Reich kommt, trifft im Garten, wo für Kitovras Wasser geholt wird, ein Mädchen, das mit einem goldenen Becher Wasser schöpfen kommt. Er bittet sie, ihn aus dem Becher trinken zu lassen. Sie weigert sich aus Furcht vor Strafe, die ihn und sie treffen würde, läßt es aber zu, als er sie beruhigt: es sehe es ja keiner, und ihr einen goldenen Ring gibt. Ihrer Herrin sagt sie, sie habe den Ring auf dem Wege gefunden. Die Königin erkennt aber den Ring als ihren Trauring wieder und dringt in das Mädchen, woher sie den Ring habe, worauf diese sagt, ein fremder Greis habe in ihr geschenkt. Die Königin sagt aber, es sei kein Greis gewesen, sondern ihr Gemahl Salomo, und schickt ihre Leute aus, ihn in der Stadt zu suchen.

Dieselbe Episode, nur mit Modernisierung der Namen findet sich in zwei portugiesischen Versionen der Salomolegende. Diese sind in den Livros de linhagens aufgezeichnet, welche im 14. Jh. nach Familientraditionen niedergeschrieben wurden und sich mit der Geschichte der Könige von Leon befassen. Drei von ihnen führten den Namen Ramiro. Das Original dieser Doppelversion ist nach G. Paris (Ramanian 9, p. 436—43) zweifellos ein Gedicht, das schon wegen seines Inhalts im Dialekt von Leon geschrieben war. Es ist verwunderlich, daß man in den spanischen epischen Traditionen keine Spur findet.

Der Inhalt ist folgender: Ramiro zieht aus, seine vom maurischen König Abencadão (im zweiten Text: Alboazare, Alboçadam) entführte Gemahlin wiederzuerlangen. Der König ist abwesend. Ramiro trifft am Brunnen (fonte) des Schlosses ein Fräulein namens Artiga (im zweiten Text: Perona; Artiga heißt hier die Schwester des Königs, die von Ramiro geraubt wird), das für die Königin Wasser holt, er bittet unerkannt um Wasser (pediolhe d'agoa) und wirft einen Siegelstein (camafeo), den er mit der Königin zum Andenken geteilt hat (o qual camafeo havia partidu com sa molher a rainha pela meadade), in den Becher und schenkt ihr einen Ring, den die Königin auf ihrer Hand sieht und erkennt. Sie soll nun sagen, wer am Brunnen war; sie leugnet zuerst, gesteht aber dann, sie habe einen armen Mauren dort getroffen, der ihr für den Trunk den Ring gegeben hat. Die Königin befiehlt ihr, ihn aufzusuchen und zu ihr zu bringen.

Die Übereinstimmung der portugiesischen und der russischen Legende bei der wahrscheinlichen Verschiedenheit ihrer unmittelbaren Quellen, deutet auf ein recht beträchtliches Alter der Erzählung vom Ring in der Entführungslegende und erlaubt die Feststellung

eines in den deutschen Versionen verloren gegangenen Zuges: Salomo schenkt dem Mädchen den Ring offenbar nicht als Belohnung für den Trunk aus dem königlichen Becher: es ist dies der Trauring, den er mit Absicht schenkt, mit der Berechnung, daß seine Gemahlin durch den Ring seine Anwesenheit erfahre. Wenn in der russischen Legende diese Absichtlichkeit nicht deutlich ausgedrückt wird, so beseitigen die portugiesischen Legenden jeden Zweifel: hier läßt Ramiro-Salomo in den Becher die Hälfte eines Steines (Siegels? Rings?) gleiten, den er mit seiner Gemahlin geteilt hat. Die Ringteilung ist nicht ursprünglich. Es handelt sich wohl hier um eine spätere Beeinflussung durch den Typus des heimkehrenden Gatten, von dem es auch portugiesische Versionen gibt, cf. *Bella Infanta* (Almeida-Garrett, Miragaia, Lisboa 1863, II, 11, 14).

Die Jungfrau am Brunnen, der in den russischen und portugiesischen Redaktionen an derselben Stelle und im gleichen Zusammenhang die doppelte Funktion der Auskunftserteilung und der Vermittlung zwischen den Gatten zukommt, gehört auch schon der gemeinsamen Grundlage dieser Versionen an. Sie hat in der Spielmannsepik ihre besonderen Schicksale. Im deutschen Salman und Morolf ist sie dank des schon erwähnten Einflusses der Erzählung von Walther bei Boguphal aus der Dienerin der Königin zur Schwester des Entführers geworden, deren Rangstellung schon verbot, Wasser zu schöpfen. Panzer (l. c. 372 Anm.) sieht ferner in dem Auskunft erteilenden Eingeborenen (Bettler, Pförtner) der deutsch-französischen Gruppe nicht so sehr eine Neuschöpfung als eine Weiterbildung der ursprünglichen Figur, der Jungfrau vor der Burg. Diese Änderung mußte in dem Augenblick eintreten, als man mit der Einführung des hochzeitlichen Festgelages auf die Brunnenszene verzichtete.

Die Quelle der Salomosage ist in jüdisch-talmudischen Legenden und in den farbenprächtigeren muslimischen Traditionen zu suchen. Wenn in den russischen Versionen Salomo einmal über ein Heer von geflügelten Roßmenschen verfügt oder durch sein Horn auch Gewalt über die Tiere und die leblose Natur hat, oder Kitovras ein seltsam dämonisches Wesen ist, welches nur bei Tag über Menschen, bei Nacht aber über Tiere herrscht, so sind das Reminiszenzen aus dem orientalischen Archetypus, wo Salomo durch die Geheimkraft seines Siegelringes Gewalt über die Geschöpfe der Erde und über die Geister hat. Dieser bedeutsame Ring hat eine ganz andere Funktion als unser Ring im Becher. Unter den Dämonen hat Salomo einen besonders gefährlichen Widersacher, das ist der Dämonenfürst Aschmedai. Dem gelingt es, den Ring an sich

zu bringen, Salomo zu vertreiben und sich in der Gestalt Salomos in den Besitz seines Reiches und seiner Weiber zu setzen, während Salomo selbst als Bettler von Haus zu Haus zieht mit den Worten: „Ich Koheleth war König der Juden.“ — Wir sehen hier wohl den Keim der Entführungsgeschichte gelegt, doch weist die Handlung mit jener in den abendländischen Versionen so gut wie keine Berührungspunkte auf.

Die Bereicherung der Handlung, namentlich auch um die Motive, welche wir bei der Analyse der russischen und portugiesischen Versionen als einer gemeinsamen Zwischenstufe angehörig herausgestellt haben, ist im griechischen Byzanz vor sich gegangen. Dort lassen sich nicht nur genügend Überlieferungen von Salomo nachweisen, sondern auch die Namen Kitovras und Vasilj in zwei verschiedenen russischen Versionen verlangen gebieterisch die Annahme einer griechischen Zwischenstufe. Kitovras ist nach Jagič (Arch. f. slav. Phil. I, 82 ff.) eine slavische Umformung des griechischen *κενταυρος*, welcher Name als Bezeichnung des dämonischen Widersachers leicht verständlich wird, wenn wir bedenken, daß in dem byzantinischen Testamentum Salomonis unter den Dämonen auch Pferdeleiber mit Menschenköpfen vorkommen. Vasilj (Okuljevič), wie der Entführer der Salamanja in einer bestimmten Gruppe der Sage heißt, ist nichts anderes als das griechische *βασιλεύς*, das in dem Spielmann-Entführer Basilistum des Rother eine schlagende Parallele hat. Da Rother's Abhängigkeit von der Salomosage feststeht, ist gleichzeitig auch bewiesen, daß die Salomosage durch byzantinische Vermittlung auch nach Deutschland gekommen ist.

„Erst auf der griechischen Zwischenstufe wird die Überlieferung von der Entführung der Frau des Salomo durch seinen Bruder, den Dämon (dem gegenüber der hilfreiche listige Bruder Morolf im deutschen strophischen Gedicht eine bemerkenswerte Weiterentwicklung darstellt, d. Verf.), überhaupt erst feste Gestalt gewonnen haben. Die Grundzüge der orientalischen Tradition dagegen, der Raub des Ringes durch den Dämon, der Gestaltentausch, Salomos Sieg durch die Wiedererlangung des Kleinods scheinen in dieser gemeinsamen Grundlage der russischen, deutschen und portugiesischen Fassungen schon ziemlich verwischt zu sein. Der Gestaltentausch ist nur noch in der Verkleidung Salomos als Bettler erkennbar, der Verlust und die Wiedergewinnung des Ringes scheint ganz vergessen, doch erinnerte man sich noch, daß Salomon durch ein Kleinod, welches ihn zum Herrn über die Geister machte, schließlich den Dämon überwand; man ließ ihn daher in der letzten Not ein Dämonen- oder Centaurenheer herbeizitiern, und zwar vermittels eines Horns, welches

ein natürlicheres Mittel zur Herbeiholung des Heeres erschien als der Ring“ (Vogt, Salomon und Markolf, Einl. p. LVII f.).

Ich möchte die Ausführungen Vogts bezüglich des Ringes dahin ergänzen, daß der bedeutsame Siegelring vielleicht doch nicht ganz vergessen war, sondern daß er bei der späteren Um- und Ausgestaltung der Salomosage zu einem ausgesprochenen Entführungstypus auch seine Umwandlung zu einer entsprechenderen Funktion bzw. seinen Ersatz durch den in der Entführungslegende von Anfang an vorhandenen Ring erleichtert hat.

Die orientalische Entführungslegende.

In Somadevas Märchensammlung Kathā Sarit Sāgara aus dem 12. Jh., die wiederum die Bearbeitung einer früheren Sammlung namens Vrihat Kathā ist, wird im 3. Buch Kap. 18, II, 29 (Tawney l. c. I, 136 ff.) von Vidūshaka folgende altindische Geschichte erzählt:

Vidūshaka findet einst in einem Tempel Bhadrā, eine schöne Vidyādhari, und heiratet sie; aber da die Vidyadharas ihrer Gefährtin ob der Heirat mit einem Sterblichen zürnen, entweicht sie zu den Siddhas und läßt Vidūshaka mit einem Ring zurück. Nach merkwürdigen Abenteuern wird er mit Hilfe eines Rākshasas, den er bezwungen hat, an den Fuß des Berges getragen, auf welchem Bhadrā mit den Siddhas lebt, und den der Rākshasa nicht besteigen darf. Es kommen viele schöne Mädchen, um Wasser in goldenen Krügen zu holen. Auf Vidūshakas Frage wird ihm zur Antwort, daß das Wasser für Bhadrā bestimmt sei. Eines der Mädchen ersucht ihn, ihm bei der Aufnahme des Kruges auf die Schulter behilflich zu sein. Diese Gelegenheit benützt der Ankömmling, um Bhadrās Ring in den Krug zu werfen. Als das Wasser auf Bhadrās Hände gegossen wird, fällt auch der Ring heraus. Bhadrā fragt ihre Mägde, ob sie einen Fremden gesehen haben. Diese erwidern, daß sie einen Sterblichen gesehen hätten, der einem Mädchen mit dem Krug behilflich gewesen sei. Bhadrā läßt ihren Gatten holen, verzichtet um seineswillen auf den Stand einer Vidyādhari und zieht mit ihm.

Dieses Märchen des Somadeva gehört zum Typus der Entführungslegende: die Gattin wird entrückt, entführt; der Gatte macht sich auf die Suche; wasserschöpfende und auskunfterteilende Mädchen vermitteln zwischen den getrennten Gatten; Ring im Krug; Wiedererkennung des Ringes und Herbeiführung des Helden — alles das sind Züge, die auffallend mit der abendländischen Salomosage übereinstimmen. In diesem oder einem ähnlichen indischen Märchen,

das den Ring im Becher als integrierenden Bestandteil der Entführungsformel aufweist, dürfen wir den Archetypus der abendländischen Salomosage sehen.

Hierher gehört auch ein birmanisches Schauspiel in 2 Akten mit dem Titel: *Der Silberhügel*, das zwei englische Offiziere übersetzt haben, ohne jedoch den Verfasser zu nennen. (*The silver hill, a burmese drama*, transl. by Lt. Sladen and Cpt. Sparks, Rangoon 1856; cf. auch Wollheim l. c. II, 853 ff.) — Dwēmenā, eine der sieben Töchter des Feenkönigs, ist mit dem Erbprinzen von Pinsāla verheiratet und gebietet ihm während seiner Abwesenheit auf dem Kriegszug einen lieblichen Knaben. Da begibt es sich, daß der alte König einen häßlichen Traum hat und den Wahrsager Moka rufen läßt. Dieser ist jedoch dem Prinzen gram und deutet den Traum dahin aus, daß das Leben des Königs von einer Verschwörung bedroht und das einzige Mittel, dem Unheil zu begegnen, das wäre, Dwēmenā, eine zweite Iphigenie, auf dem Altar eines Dämons namens Ītnat zu opfern. Vor diesem Schicksal kann sich Dwēmenā nur durch Rückkehr in das Feenreich retten. Sie nimmt rührenden Abschied von ihrem Kind und übergibt einem Waldeinsiedler einen Smaragdring und eine Phiole mit einem Zaubertrank, die den Zweck haben, ihren etwa nachfolgenden Gemahl vor den Gefahren auf der Wanderung zu behüten. Der siegreich heimkehrende Prinz zögert denn auch nicht, den Spuren seiner ihm entrückten Gattin zu folgen und gelangt nach manchen Abenteuern mit Hilfe jener Talismane glücklich ins Feenreich. Im Feenpalast ist er einer der Dienerinnen, welche Wasser schöpfen, behilflich, den schweren Krug aufzuheben, und wirft dabei den Smaragdring, welchen Dwēmenā dem Einsiedler für ihn gegeben hat, in den Krug. Als die Prinzessin in diesem Krug ihre Hände wäscht, findet sie den Ring und sagt ihrem Vater, daß sie daraus ersehe, ihr Geliebter sei in der Nähe. Der König stellt aber an die Wiedervereinigung der Liebenden noch einige harte Bedingungen: der Prinz muß einen Bogen spannen, den niemand noch spannte, sowie das wildeste Roß und einen ungezähmten Elefanten bändigen. Nach diesen Leistungen läßt der Feenkönig einen Wandschirm aufstellen, hinter dem seine sieben Töchter stehen; jede muß einen Finger durch eine darin angebrachte Öffnung stecken, und nun hat der Prinz zu wählen. Ein gutes Omen ist ihm behilflich; eine Biene läßt sich auf Dwēmenās Finger nieder. Auch erkennt er seine Gattin an der wonnigen Empfindung, die ihn bei der Berührung ihres Fingers durchströmt. — Die Entführungsszene stimmt so genau zu jener des Sanskritmärchens, daß man versucht ist, eine Verwandtschaft der beiden anzunehmen. Das Birmanische ist eine indochine-

sische Mischsprache. Etwa 300 Jahre v. Chr. gelangten mit der Einwanderung der vor der Verfolgungssucht der Brahmanen flüchtenden Buddhisten nicht nur Sanskritwörter, sondern auch indische Lehren, Vorstellungen und Märchen nach Birma. Leider ist über das Alter unseres birmanischen Dramas nichts auszumachen, da in dem mir allein zugänglichen Werk von Wollheim alle Anhaltspunkte fehlen.

Eine Etappe in der Wanderung nach dem Westen bezeichnet ein arabisches Gedicht in den *Mo'allaqat*, „den Aufgehängten“. Diesen Titel führt eine Gruppe von sieben langen arabischen Gedichten, die aus vorislamischer Zeit überliefert sind und wahrscheinlich im 7. Jh. von einem Rhapsoden zusammengetragen wurden, welcher aus dem weiten Gebiet arabischer mündlicher Überlieferung nur eine begrenzte Auswahl treffen konnte.

Es ist die Geschichte des jungen Murakkisch, die bei Lamar-tine, *Histoire de la Turquie I*, Kap. II, pp. 77—80 folgendermaßen erzählt wird:

Murakkisch war der Sohn eines Stammeshäuptlings mit Namen Amr. Er liebt eine seiner Basen gleichen Stammes, namens Esma, die Tochter Aufs. Er verlangte sie zur Frau von seinem Oheim. Dieser antwortete ihm: „Du bist noch zu jung und unscheinbar und auch zu arm; aber ich verspreche dir meine Tochter, wenn du dir einen Namen und ein Vermögen gemacht hast.“ Murakkisch zog aus, durchwanderte die Stämme und zeichnete sich durch Mut und Klugheit aus; in den Diensten eines arabischen Königs, eines mächtigen Lehnsherrn von Persien, erwarb er sich am Hofe Herden, Zelte, Stoffe und Edelsteine, mit denen er die Hand der Esma zu erhalten hoffte. Aber während seiner Abwesenheit hatte eine Hungersnot den Stamm Aufs heimgesucht, und dieser hatte in Verletzung seiner dem Neffen gegebenen Versprechungen seine Tochter einem reichen Araber des Yemen um den Preis von hundert kornbeladenen Kamelen gegeben. Der Gatte der Esma hatte sie in seine Heimat, nach Nadjaran, mitgenommen. Bei der Heimkehr Murakkischs sagte man ihm, Esma sei gestorben. Er erfuhr jedoch zufällig von Aufs Bedrängnis und Esmas Heirat und zog aus, um seine Geliebte wenigstens noch einmal zu sehen. Denn er lag im Sterben, so sehr hatte er sich in Liebesgram verzehrt. Hingestreckt auf einem Roß und von zwei Dienern begleitet, kam er in die Gegend Nadjarans. Da brach er völlig zusammen, so daß ihn seine Sklaven für tot hielten und in einer Höhle des Gebirges zurückließen. Murakkisch kam aber wieder zu sich und wurde von einem Schäfer entdeckt, der die Herden von Esmas Gatten weidete. Er frug den Schäfer, ob er manchmal freien Zutritt zur Frau seines Gebieters habe, und ob er

ihr eine geheime Botschaft übermitteln wolle. Als dies verneint wurde, kamen sie überein, daß der Schäfer den Ring in das Milchgefäß werfe, das eine Dienerin jeden Abend für Esma abholte. Dies geschah. Am Abend brachte die Sklavin den Becher, aus welchem ihre Herrin zu trinken pflegte, und der Ziegenhirt ließ beim Eingießen den Ring hineingleiten. Esma merkte beim Trinken, wie der Ring gegen ihre Zähne schlug, nahm ihn in die Hand, betrachtete ihn im Licht des Feuers und erkannte ihn an gewissen Zeichen, die sie einst darauf eingegraben hatte, als sie ihn ihrem Vetter schenkte. Sie bat die Sklavin um Aufklärung; die war jedoch ebenso erstaunt als sie selbst. Man ließ den Ziegenhirten kommen und erfuhr von dem sterbenden Murakkisch. Darauf fragte der Gatte, wem dieser Ring gehöre, und Esma antwortete: „Er gehört Murakkisch, er liegt im Sterben, beeilen wir uns, ihn bei uns aufzunehmen.“ Man brachte in Begleitung Esmas und ihres Gatten den sterbenden Murakkisch nach Nadjaran. Esma behandelte ihn wie einen Bruder. Aber ihre Zärtlichkeit und ihr Mitleid konnte die Wunde nicht heilen, welche die Verletzung des Versprechens und die Enttäuschung bei seiner Rückkehr im Herzen Murakkischs geschlagen hatte. Aber er kostete wenigstens den Trost, im Haus und unter den Augen der geliebten Esma sein Leben auszuhauchen.

Auch hier ist der Grundaufbau der Entführungsformel unschwer zu erkennen: Entführung der Geliebten bei Abwesenheit des Geliebten; Suche nach ihr; die Brunnenszene wird in die Höhle des Ziegenhirten verlegt; in die Rolle des auskunfterteilenden und wasserschöpfenden Mädchens teilen sich der Ziegenhirt und die milchholende Sklavin; der Ring im Milchbecher wird nicht unkenntlicher als im Wasserkrug; die Wiedervereinigung ist wenigstens ideell vollzogen. Ich kann mich der Meinung von G. Paris nicht anschließen, daß die Episode des in den Becher geworfenen Ringes ein fremder Bestandteil der Erzählung ist: „Cet épisode (l'anneau jeté dans le vase où boit la reine), d'ailleurs étranger au corps du récit, se retrouve dans tant de contes de tout pays qu'il ne saurait rien prouver“ (Romania 9, pp. 436—443). Die Beweiskraft der Episode als notwendiger Markstein auf der Wanderung unseres Ringmotivs von Ost nach West scheint mir durch Ort, Zeit und Art ihrer Verwendung genügend erhärtet. — Braga (Epopéas da Raça Mosárabe im Kap. III Elemento arabe na Poesia popular portuguesa p. 119) schließt mit Rücksicht auf die eben mitgeteilte Erzählung, daß die Doppelversion der Salomosage direkt auf arabischen Ursprung zurückgeht. Wegen der auffallenden Parallelen in den russischen Varianten und der nachweislich starken Verbreitung der Salomosage über ganz Europa

möchte ich mit Wesselofski und Panzer an der byzantinischen Zwischenstufe auch für die portugiesischen Varianten festhalten. Ausgeschlossen ist ja nicht, daß arabische Entführungssagen, bei der auffallenden Rein-
erhaltung des Entführungsschemas ausschließlich in Portugal, mitgewirkt haben.

In einer von Prym und Socin (l. c. 71) aufgezeichneten neu-aramäischen Erzählung kommt ein Jüngling, der das Elternhaus wegen einer bösen Stiefmutter verlassen hatte, an ein Schloß, in dem ihn ein Mädchen bewirtet und ihm ihre Liebe schenkt. Als am Abend die sieben Brüder des Mädchens von der Jagd heimkehren, beruft sich der junge Mann auf sein Gastrecht und bleibt nicht nur ungeschoren, sondern im Gnuß der weitestgehenden Rechte auch für den zweiten Tag, den die Brüder trotz ihrer Aufforderung ohne den Gast auf der Jagd zubringen. Am Abend des zweiten Tages kommen die Brüder überein, ihre Schwester dem Fremdling zur Frau zu geben, obwohl sie schon dem Fürsten, ihrem Oheim, als Schwiegertochter versprochen war. Der Bräutigam er bietet sich seinerseits, den Brüdern sieben Frauen zu verschaffen. Er findet auch wirklich sieben Bauern-
töchter, doch als er mit ihnen zurückkehrt, ist das Schloß zerstört, und die sieben Brüder sind erschlagen. Auf Erkundigung erfährt er von einer alten Frau, daß man seine Frau ins Haus des Fürsten geschleppt hat. Er überredet die anfänglich sich sträubende Alte, zu der Prinzessin zu gehen mit folgenden Worten: „Geh, sag ihr, dein Gatte schickt mich; nimm dir diese Schale mit Milch, ich lege meinen Ring hinein.“ Da ging die Alte zu ihr an die Zimmertür und rief: „Meine Herrin!“ — „Wer ist da?“ — „Laß mich zu dir hinein.“ — „Nein.“ — „Dein Herr schickt mich.“ — „So komm.“ — Die Alte trat ein, tauchte den Löffel in die Milch und holte den Ring heraus. „Wo ist der Besitzer dieses Ringes?“ fragte die Prinzessin. „Er wohnt bei mir, komm zu uns.“ — „Geh nur, ich komme schon.“ Da zog sie den Schuh an und begab sich zu ihm. Nun entführte der junge Mann die acht in seine Heimat. — Auch hier handelt es sich nicht um eine Heimkehrsage, sondern um eine Entführungsgeschichte, die wohl auf arabische Vermittlung zurückgeht. Die Erkennung erfolgt ähnlich wie in der vorigen Erzählung durch einen in ein Milchgefäß geworfenen Ring.

Wir sind am Ende. Der Ring im Becher, wie er im K. H. begegnet und besonders in der Heimkehrsage aus der Kreuzfahrerzeit eine große Verbreitung fand, ist der Heimkehrsage nicht von Haus aus angehörig, sondern ist ein integrierender Bestandteil der Entführungsgeschichte. Er ist erst durch die Salomosage in den Typus des heimkehrenden Gatten gelangt.

Lebenslauf.

Der Verfasser dieser Arbeit, Paul Leidig, ist am 16. August 1894 zu Point Pass, Südastralien, als ältester Sohn des verstorbenen ev.-luth. Pastors Friedrich Leidig und seiner Ehefrau Maria geb. Eckardt geboren. Nach vierjährigem Besuch der dortigen Gemeindeschule kam er auf eine deutsch-australische Mittelschule, wo er so weit vorgebildet wurde, daß er im Frühjahr 1911 in die 6. Klasse des humanistischen Gymnasiums zu Ansbach aufgenommen wurde. Bestimmend für diesen Bildungsgang war der Wunsch des Vaters, seinen Söhnen deutsche Erziehung angedeihen zu lassen. Gleichzeitig mit der Aufnahme in die deutsche Mittelschule erfolgte die Erwerbung des Heimatrechtes. Als dann nach der im Juli 1914 bestandenen Reifeprüfung der Krieg ausbrach, war sein Weg vorgezeichnet. Er wurde eingezogen und stand bis Kriegsende im Heeresdienst. Nach einer schweren Verwundung im Herbst 1916 fand er in der Garnison Verwendung als Zug- und Kompagnieführer und als Adjutant. Darauf widmete er sich dem Studium der neueren Sprachen, unterzog sich etappenweise der Lehramtsprüfung und wurde im Juni 1924 Studienassessor. Seit Mai 1925 ist er bei dem ägyptischen Prinzen Mohammed Ali Hassan als Erzieher der beiden Söhne. — Vorliegende Arbeit verdankt er der Anregung seines hochverehrten Lehrers, des Herrn Geheimrat Prof. Dr. Schick, anläßlich von Seminarübungen im W.-S. 1920/21. Schwerwiegende gesundheitliche und schließlich auch berufliche Gründe verzögerten die Fertigstellung der Arbeit. Daß sie nunmehr zustande kommt, dankt er vor allem der großen Nachsicht seines früheren Lehrers und der gütigen Bereitwilligkeit des Nachfolgers, des Herrn Geheimrat Prof. Dr. Förster, das Referat zu übernehmen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 03075 4389

FOUND

APR 4 1930

UNIVERSITY OF MICH.
LIBRARY

